St. Truyen.

Von

L. Schubar.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Carl Heymann.

1844.

19 D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

St. Truyen.

Seinem Landsmanne,

dem Herrn

Dr. Eduard Boas,

widmet dieses Buch

der Verfasser.

Zueignung.

Geistesverwandtschaft dictirte meine Huldigung; d'rum ward sie nicht in dieses Buch, sondern in mein Herz geschrieben.

L. Schubar.

Vorwort.

Dieses Buch ist sehr zufälligen Ursprunges. —

Bei Gelegenheit absichtslosen Durchblätterns einiger Bogen der „Mémoires des Troubles des Pay-bas, par Hopper," welche mir während meines Aufenthaltes zu P — —, in der Bibliothek des Fürsten von R — — — zu Gesicht gekommen waren, wurde meine Aufmerk-

samkeit durch verschiedene unbestimmte Andeutungen gefesselt, welche gewisse persönliche Verhältnisse desjenigen Mannes zum Gegenstande hatten, den der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des „Kardinals Granvella“ auf die Nachwelt übertragen. — Das außerordentliche Interesse, von welchem ich mich darauf, bei einem tiefern Eingehen in die Sache, immer mehr angezogen fühlte, bestimmte mich bald, den einmal aufgefaßten Gegenstand weiter zu verfolgen. Mehre Noten und Anmerkungen in jenen „Mémoires“ leiteten mich auf manche schätzbare Quellen *), und nachdem ich mir mit Noth Einiges davon verschafft hatte, begann ich mit Nachforschungen und Unter-

*) Dinoth. de Bello civil. Belgic. — Vit. Viglius. — Strad. de Bello Belgico. — Burgundius: »Apologie de Guillaume d'Orange« etc. etc.

suchungen. Allein Nirgends fand ich volle Befriedigung, — weil ich in der Hauptsache Nirgends volle Aufklärung fand. —

Demungeachtet war meine Thätigkeit nicht ganz fruchtlos geblieben. Manches Wesentliche, manches Gründliche hatte sich mir auf dem Felde historischer Ueberlieferungen dargeboten. Manches Andere hatte ich demnächst aus minder authentischen Quellen geschöpft. Meine Einbildungskraft ergänzte endlich Alles noch Fehlende, und so hatte ich denn dem Stoffe, welcher ursprünglich in so hohem Grade mein Interesse gewonnen, eine bestimmte, klare Richtung, eine geregelte, lebendige Gestalt gegeben. —

In den nachfolgenden Blättern habe ich nun versucht, diesen Stoff zu einem historisch-romantischen Gemälde zu verarbeiten, in der Absicht, das Interesse, welches derselbe in sei-

nem unvollendeten Zustande mir eingeflößt, zu verstärken, zu vervielfältigen, und dann, in seiner erhöhten Wirksamkeit, auf Andere zu übertragen und, nach Maaßgabe meiner Kräfte, unter ihnen bleibend zu machen.

Im October 1843.

L. Schubar.

In langen Winternächten sitz' am Feuer
Bei guten, alten Leuten, laß sie Dir
Geschichten von bedrängten Zeiten sagen,
Vorlängst begegnet — — —.

Richard der Zweite.

Einleitung.

Der Zeitpunkt, welchem ein großer Theil der nachfolgenden Begebenheiten angehört, ist einer der denkwürdigsten des sechszehnten Jahrhunderts. Es ist jene bedeutungsvolle Epoche, in welcher ein bedrängtes Volk sich auf einen furchtbaren Kampf um seine edelsten Rechte vorbereitet und gegen die gewaltigsten Kräfte der Tyrannei, sich mit den Hülfsmitteln entschlossener Verzweiflung rüstet . . . Es ist die Zeit der Gründung der Niederländischen Freiheit. — —

Man schrieb das Jahr Eintausend fünfhundert neun und funfzig.

Nicht so bald war durch die Abdankung Kaiser Karl des Fünften, dessen Sohn, Philipp der Zweite, zur Regierung gelangt, als auch schon alle die Befürchtungen, unter welchen das Niederländische Volk den neuen Herrscher empfing, in Erfüllung gingen. Chicane, Anmaaßungen, Bedrückungen und tausend schreckenerregende Neuerungen einer offenen zügellosen Despotie, unterstützt von rohen, raubgierigen Kriegshorden, die, auf Kosten der Niederländischen Bürger unterhalten, willkührlich und unter den frechsten Entweihungen der heiligsten Rechte sich bezahlt machten, bezeichneten die ersten Schritte dieses Fürsten — eines Fürsten mit einem Gemüth ohne Freude und Wohlwollen, mit einem Glauben voll Finsterniß und Grausamkeit, und mit einem Herzen ohne Liebe und ohne Milde. — Es erschienen Verordnungen, welche alten, sanctionirten Privilegien und Freiheiten der Na-

tion, offen Hohn sprachen. Gesetze und Einrichtungen wurden geschaffen, welche Vertrauen, Wohlstand, Sitten und Gebräuche gefährdeten und bald alle Grundpfeiler erschütterten, welche das Fundament alles Lebens und aller Lebensdauer sind. Edicte, welche Karl der Fünfte gegen die Ketzer erlassen, die aber unter seiner Regierung niemals völlig zur Ausführung gekommen waren, wurden in ihrer ganzen Schärfe erneuert und, zu deren strengsten Ueberwachung, die Einführung der furchtbarsten Gerichtshöfe — die der Inquisition betrieben, während noch eine Menge anderer Gewaltmaaßregeln in's Werk gerichtet wurden, wovon die ganze Regierungs-Epoche Philipp des Zweiten in Masse begleitet ist, und welche, nach einem länger als vierzigjährigen verzweiflungsvollen Kampfe, mit der endlich errungenen Unabhängigkeit der Niederlande, Spaniens Königen die glänzendsten Steine ihrer Krone entrissen. —

Was indeß unter einem Herrscher, dessen

ersten Regierungsschritte schon so sichtbar und entschieden auf den Untergang der freien Verfassungen seiner Niederländischen Unterthanen abzielten, im Volke noch nicht alle Hoffnung auf eine baldige Aenderung der Dinge niederdrückte, war die Aussicht auf die nahe Abreise des Königs nach seinen Spanischen Erbstaaten. Vorzüglich waren es die Großen und der gesammte niedere Adel des Reiches, welche eben diese bevorstehende Entfernung Philipp's bisher noch immer bei gutem Muthe erhalten hatte, und was besonders darin seinen Grund gehabt haben mochte, daß eine Abwesenheit des Königs, die Ernennung eines Stellvertreters in den Niederlanden unerläßlich machte, und die Wahl eines solchen, wie man sich schmeichelte, einen von denjenigen beiden Männern treffen werde, deren Abkunft, Verdienste und persönliche Eigenschaften unstreitig die meisten Ansprüche auf eine eben so wichtige, als glänzende Stellung begründeten, und auf

welche, in diesem Sinne, sich bereits Aller Augen voll Erwartungen und Wünsche gerichtet hatten. Es waren dies: der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien. —

Lamoral, Graf von Egmont, auch Prinz von Gavre, war ein Abkömmling der Herzoge von Geldern und hatte in den Kriegen Karl des Fünften, der ihn, kaum drei und zwanzig Jahre alt, schon zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen, die Laufbahn betreten, auf welcher er sich unter Philipp dem Zweiten in den Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen, zum Helden seines Jahrhunderts emporgeschwungen. — Selbst der kalte, undankbare Philipp fühlte nach dem Friedensschlusse von Chateau-Cambresis, welcher ihn in den ruhigen Besitz seines Reiches brachte, wie Viel er den ruhmvollen Thaten Egmont's schuldig sei; während das Vaterland dieses Helden, nunmehr im Genusse eines Friedens, den es zum größten Theile den glänzenden Siegen

des Erstern verdankte, stolz war auf einen Sohn, dessen Namen ganz Europa mit Bewunderung erfüllte, und den es daher bis zur Anbetung liebte und verehrte. —

Aber außer dem Ruhme, den Graf Egmont auf dem Felde der Schlachten eingesammelt, waren demselben auch Vorzüge eigen, welche den Glanz seines Namens noch erhöhten, und die allein schon genügt haben würden, ihm die Palme des Tages zu reichen. Es waren dies eben sowohl die ausgebreiteten, wichtigen Verbindungen, die er unterhielt und welche besonders durch seine Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern einen mächtigen Stützpunkt erhalten hatten, als auch die gewinnenden Eigenschaften seines großen, liebevollen Herzens. Bescheidenheit, Leutseligkeit, Wohlwollen, Höflichkeit im Umgange, eine immer zur Hülfe bereite Theilnahme und ein schon durch den Adel seiner ausgezeichneten Persönlichkeit imponirender Anstand, schmückten mit

Grazie das hohe Verdienst, das ihm gehörte und das seinem Namen Unsterblichkeit errungen.

Was die Grundsätze Egmonts anbetrifft, so entsprangen dieselben mehr aus seinem Gefühle, als aus seinem Verstande. Sein Herz war gleichsam die Werkstätte seiner Thaten. — Darum eben war auch die Tugend, die er übte, stets rein und unverfälscht. Eine Ausgleichung, einen Mittelweg zwischen Tugend und Laster, gab es für ihn nicht. Seine Sitten, seine Worte, seine Handlungen bezeugten dies. Frei und offen, wie sein Herz und seine Seele, waren seine Gedanken, — unbekümmert, welchem Boden er sie anvertraue. Denn nicht sein Verstand, sondern seine Empfindungen, sein Gewissen waren das Gesetzbuch seines Denkens und Handelns, — so wie dasselbe wiederum der Maaßstab war, nach welchem allein er die Menschen beurtheilte. Immer ein Sohn des Glückes — Ueberall von Triumphen getragen — fortgerissen von dem Wahne an Unfehlbarkeit —

und sich selbst nie eines Unrechts bewußt, glaubte er so wenig an des Glückes Unbestand — glaubte er so fest an die Gerechtigkeit der Menschen, daß er ahnungslos dem Worte eines Alba vertraute und seinen Glauben an menschliche Gerechtigkeit, dem spanischen Meineid — dem spanischen Henker mit dem Leben bezahlte. —

Egmont war ein großer Krieger und ein guter, vortrefflicher Mensch . . . Doch ein Staatsmann war er nicht. — —

Anders dagegen verhielt es sich mit dem Charakter des Prinzen von Oranien. Ja man könnte sagen, daß bei diesem, Egmont gegenüber, in vielen Beziehungen das umgekehrte Verhältniß Statt fand.

Wilhelm der Erste, auch der Verschwiegene genannt, Prinz von Oranien, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm von Nassau und einer Gräfin von Stolberg. Dem Wunsche seines Vaters entgegen, welcher die protestantische Religion angenom-

men hatte, wurde der Prinz am Hofe Karl des Fünften, von dessen Schwester Maria, Königin von Ungarn, im Glauben der römischen Kirche erzogen. — Der Kaiser, welcher in dem Knaben schon früh den künftigen großen Mann entdeckte, würdigte ihn seiner persönlichen Aufsicht und seines eignen Unterrichts; und so wurden später die Regierungsgeschäfte dieses Monarchen die Schule seines dereinstigen Ruhmes. Kaum den Knabenjahren entwachsen, ehrte ihn Karl durch ein Vertrauen, dessen sich die Verdientesten seines Hofes nicht rühmen konnten, und noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, war dem Prinzen, trotz der dringendsten Vorstellungen des gesammten kaiserlichen Kriegsrathes, bereits ein Amt zu Theil geworden, welches ihn an die Spitze einer Schaar ergrauter, ruhmbedeckter Helden stellte.

Aber Karl der Fünfte kannte die Menschen. Sein Adlerblick hatte die große Seele seines Schützlinges längst ausgefunden. Er ver-

traute ihr, weil er wußte, daß er es durfte. Und er hatte sich nicht betrogen. —

Als der Kaiser die Regierung niederlegte, war Oranien drei und zwanzig Jahre alt. Der neue Monarch, Philipp der Zweite, liebte den Prinzen nicht und konnte ihn nicht lieben, trotz der wichtigen Dienste, welche ihm derselbe bei dem Frieden von Chateau=Cambresis, an dessen Stiftung er hauptsächlich thätig mitgewirkt, geleistet hatte. Denn, selbst abgesehen davon, daß, vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtet, die Gunst, in welcher Wilhelm bei Karl dem Fünften gestanden, schon allein ein hinlängliches Motiv gewesen wäre, ihn von der Protection seines Nachfolgers auszuschließen, so war es doch auch Oranien, der mit Philipp eine und dieselbe Schule durchlaufen, und dessen gewaltiger Geist seinen nunmehrigen Herrscher schon längst überflügelt hatte. —

Insbesondere war aber auch der Prinz nicht der Mann, welcher der Politik eines

Philipp's überhaupt hätte erwünscht sein können. Denn er war einer von jenen Menschen, die gleichsam immer ruhen und doch niemals rasten, und vor denen der Furchtloseste die Furcht noch nicht verlernt hat. — Auch war er eine von denjenigen Naturen, welche die Menschen mehr durch ihren Geist, als durch ihre Persönlichkeit — mehr durch schnelles Ergreifen der Gelegenheit, als durch lange Berechnungen und Entwürfe gewinnen und beherrschen, und von dem der argwöhnische Philipp wohl wußte, in welchem Grade die widerstrebenden Gemüther seiner Niederländischen Unterthanen ihm bereits angehörten. —

Oranien wurde von den Niederländern geliebt, nicht sowohl, wie Egmont, seiner bewunderten Ritterlichkeit, als seiner geistigen Ueberlegenheit wegen. Er wurde von ihnen verehrt, weil sie in ihm den Mann erblickten, dessen Klugheit, wenn es sich um einen Plan handle, nie den richtigen Augenblick, nie den rechten

Weg verfehle, und dessen einmal kund gegebenen Willen kein fremder Einfluß leiten und keine Widerwärtigkeit erschüttern könne. Und sie irrten sich hierin nicht. Denn Oranien war ein Mann, der bei Karl dem Fünften seine Staatskunst erlernt — der in der Person Karl des Fünften den Fürsten des Macchiavell zu seinem Studium gemacht, und der außerdem noch zu denjenigen wenigen Charakteren gehörte, die kein Glückswechsel überrascht, keine Gefahr abschreckt, keine noch so schwierige Lage in ihrer immergleichen Thätigkeit unterbricht . . . Charaktere, die vor Allem das Geräusch vermeiden, die viel schweigen und viel denken, und deren Worte nur Handlungen sind.

Gleichwohl blieb es selbst für den geprüftesten Menschenkenner eine schwierige Aufgabe, diesen Charakter des Prinzen von seiner wahren Seite aufzufassen. Denn so wie bei Egmont der Verstand gewissermaaßen dem Herzen untergeordnet war, so fand hierin bei Oranien ge-

rade das entgegengesetzte Verhältniß statt. Sein Verstand, konnte man sagen, war das Herz seines Herzens. — Auf seinem Gesichte lag eine ewige, unwandelbare Ruhe, während in seinem tiefsten Innern rastlos eine Seele arbeitete, welche, scheinbar unabhängig von ihrer Hülle, nichts desto weniger die vollkommenste Macht besaß, derselben augenblicklich alle Gestalten zu geben, wie sie ihrem momentanen Interesse gerade wünschenswerth erschienen. Dabei übte er eine freie, strenge Tugend, erhöhte den Glanz seines Namens durch einen fast Königlichen Hofhalt, verbunden mit einer verschwenderischen Gastfreiheit, und liebte die Niederländer, in deren Mitte er aufgewachsen und deren Sitten und grader, biederer Charakter ihm gefielen, aus natürlicher Neigung.

Hinsichtlich der religiösen Grundsätze des Prinzen, war man der vielleicht nicht ungegründeten Meinung, daß er seit der Abdankung seines kaiserlichen Beschützers, der verbesserten

Glaubenslehre sich geneigter denn sonst bewiesen. Im Allgemeinen herrschte jedoch in dieser Beziehung die Annahme vor, daß er diejenige Religion, welche er in seiner frühesten Jugend aus dem protestantischen elterlichen Hause mit an den kaiserlichen Hof gebracht, niemals ganz verlassen habe. — —

Dies waren die beiden Männer, für deren Erhebung an die Spitze der Niederländischen Regierung, um welche dieselben, im Bewußtsein der Gerechtsame ihrer Ansprüche, sich bewarben, die feurigsten Wünsche eines bedrängten Volkes laut wurden. Beide erschienen Allen gleich würdig, weil in der That Beide die Würdigsten waren; und die Hoffnungen der Menge gewann an Zuversicht, durch die Verdienste, welche Beide unter Philipp dem Zweiten sich erworben hatten und welche von demselben bis jetzt noch unbelohnt geblieben waren.

Allein man hatte damals, trotz der vielfachen despotischen Gewaltmaaßregeln, mit wel-

chen der neue Herrscher gegen die hergebrachten Freiheiten seiner Niederländischen Unterthanen bereits verfahren, die wahren Gesinnungen desselben noch viel zu wenig erkannt. Man würde sonst das, worauf jene Hoffnungen sich basirten, gerade als das mißlichste Fundament, ja als die erste Klippe betrachtet haben, woran sie unfehlbar scheitern mußte. Denn ein einziger unbefangener Blick in die finstere, argwöhnische Politik Philipp's, würde leicht ausgefunden haben, was dieser so nahe lag und so natürlich war . . . Gerade die dringenden, hoffnungsvollen Wünsche des Volkes für Egmont und Oranien, gerade die allgemeine, laute Anerkennung ihrer Verdienste — gerade die feste Zuversicht auf eine folgenreiche Erfüllung mußten es sein, was den hämischen, mißtrauischen Philipp bestimmen mußte, jeden Andern, — nur nicht Egmont oder Oranien mit einer Macht zu bekleiden, die gewissermaaßen in seinem Königreiche einen König schuf. — —

Scheinbar unentschlossen, welchem von den beiden Bewerbern er das Schicksal seiner Niederländischen Provinzen anvertrauen solle, hielt Philipp unter allerhand Vorwänden lange mit einer Erklärung zurück, bis er, ohne einen Nachfolger zu ernennen, endlich am vierzehnten September 1559 nach Spanien abreiste. —

Es hieß damals, es falle dem Könige schwer, zwischen zwei Männern eine Wahl zu treffen, deren Ansprüche sich auf gleich hohe Verdienste gründeten, und von welchen er, ohne anzustoßen, den Einen nicht gut dem Andern vorziehen könne. Indeß schrieb man diese Unentschlossenheit Philipp's in der That den persönlichen Verhältnissen zu, in welchen derselbe, Egmont und Oranien gegenüber, in deren Beider Schuld er noch stand, unter andern Umständen sich hätte befinden müssen. Man hoffte daher, daß der König bald nach seiner Entfernung seinen Entschluß in der Sache kund thun werde, und betrachtete es schon so ziemlich als etwas von sich selbst Verstehendes,

daß die Wahl nur auf einen der beiden Bewerber fallen könne. —

Während so die allgemeine Erwartung noch gespannt war, und man sich bemühte, durch Folgerungen und Muthmaßungen das Dunkel der nächsten Zukunft aufzuklären, hatte Philipp's geheimnißvolle Politik längst darüber beschlossen, und nur zu bald sollte die in tyrannischer Furchtsamkeit zurückgehaltene Entscheidung, welche alle gehegten Hoffnungen und Wünsche der Niederländer plötzlich zu Boden schlug, an's Licht treten. Wenige Wochen, nachdem Philipp zu Vließingen an Bord gegangen war, hielt Margaretha, Herzogin von Parma, als Regentin der Niederlande ihren Einzug in Brüssel. —

Margaretha war eine natürliche Tochter Karl des Fünften, von einem Fräulein Vangeest, aus dem wallonischen Flandern. Als sie die Statthalterschaft der Niederlande übernahm, war sie sechs und dreißig Jahre alt und bereits zum dritten Male, mit dem funfzehnjährigen

Prinzen Octavius Farnese, einem Neffen Paul des Dritten, verheirathet. Von der Natur mit einer ihrem Geschlechte unnatürlichen Persönlichkeit ausgestattet, besaß Margaretha im hohen Grade alle die heterogenen Eigenschaften, welche einstmals die seltsame, fast männliche Lebensweise ihrer Großtante und ersten Erzieherin, der ehemaligen Statthalterin Margaretha von Savoyen, so auffallend ausgezeichnet hatten. Ihr hoher, robuster Körperbau, ihre ungefällige, einen rohen Charakter ankündigende Gesichtsbildung, trugen eben so wenig etwas von weiblicher Grazie an sich, als ihre Neigungen und Gewohnheiten etwas von natürlicher Würde verriethen. Selbst Stimme, Gang und Haltung Margaretha's, waren so aller Weiblichkeit entbehrend, daß sie auf jeden Unbefangenen einen peinlichen Eindruck machte, und, bei einem nähern Umgange, durch die auffallende, totale Verleugnung ihres Geschlechtes, unwillkührlich gegen sich einnahm. —

Neben diesen seltsamen äußern Abnormitäten, besaß Margaretha weder Gemüth noch Herz. Sie war stolz, egoistisch, bizarr und ungesellig. Doch war sie nicht ohne Geist, und hatte sich, während ihres Aufenthaltes im Süden, viel von der List der Italienerinnen angeeignet. Auch war an ihr ein gewisser innerer Antrieb zu ernster, weitumfassender Geschäftsthätigkeit vorherrschend, woran freilich wiederum ihre überwiegende Hinneigung zur männlichen Lebensweise, großen Antheil hatte. —

Diese Eigenschaften sowohl, als auch ihre religiösen Grundsätze, welche sie aus dem trüben Born eines stoischen, finstern Mönchthums geschöpft, und in welchen sie mit Philipp dem Zweiten ganz besonders sympathisirte, waren es vorzüglich, was den Letztern bewogen hatte, Margarethen einen Platz anzuweisen, auf welchem derselbe, unter den obwaltenden Verhältnissen, nur einen völlig zuverlässigen und abhängigen

Schildträger seines despotischen Willens brauchen konnte.

Doch waren es auch noch andere Umstände, welche auf diese Wahl Philipp's nicht ohne wesentlichen Einfluß gewesen.

Margaretha war von Geburt eine Niederländerin. In Brüssel erzogen, war sie bekannt mit dem eigenthümlichen Charakter des Volkes, von dem sie selbst Einiges angenommen hatte. Während daher Philipp durch die Erhebung Margaretha's, der Nation zu schmeicheln glaubte, indem er derselben eine Eingeborene zur Regentin gab, verband er damit zugleich die Absicht, dem Kaiser, seinem Vater, dessen Liebling Margaretha war, so wie auch dem Gemahl derselben, eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. — Auch hatte er vielleicht in seinem nahen Verwandtschafts-Verhältnisse zu der Herzogin, einen Grund zu finden gehofft, welcher, hinsichtlich seiner Ueber-

gehung Egmont's und Oranien's, ihm in den Augen des Volkes zur Rechfertigung dienen sollte. —

Was indeß die Gewalt anbetraf, welche Philipp in die Hände der neuen Regentin niedergelegt hatte, so war dieselbe dem Namen nach zwar unbeschränkt; doch keineswegs war sie es in der That. Denn trotz dem Margaretha sich dadurch in völliger Abhängigkeit von Philipp befand, daß ihre sämmtlichen Ländereien ganz von seinen Staaten umgeben und daher jederzeit seiner Waffengewalt blosgestellt waren, so hatte der immer argwöhnische Tyrann es doch nicht über sich gewinnen können, eine Nation, die bei ihm in einem schon mehr als zweideutigen Rufe stand und deren Demüthigung er sich jetzt vorgesetzt, einer unbewachten, völlig souverainen Macht anzuvertrauen. —

Um nun von dieser Seite sich beruhigt zu wissen und zugleich gegen Margaretha kein Mißtrauen blicken zu lassen, nahm Philipp seine

Zuflucht zu einem Manne, welcher vielleicht der Einzige war, der jemals sein unbeschränktes Vertrauen genossen hatte, und welcher von seinem ewigen, gleichsam angeborenen Argwohne, stets ausgeschlossen geblieben. Es war dies einer der wichtigsten und fähigsten Minister Karl des Fünften, — der Bischof von Arras, nachmaliger Kardinal Granvella, welchen Philipp jetzt unter besondern Begünstigungen und mit eignen, seinen Zwecken entsprechenden Vorrechten, zum Präsidenten des geheimen Staatsrathes der niederländischen Provinzen ernannte, und so mit einem geprüften, treuen Diener seines Willens, den Handlungen der Regentin zugleich einen geheimen, strengen Wächter zur Seite stellte.

Granvella diente unter Philipp dem Zweiten bereits dem dritten Regentenhause und war unter allen seinen Zeitgenossen vielleicht der Einzige, welcher, immer in der Gunst der Fürsten, doch nie die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren. Als Enkel eines Grobschmiedes, im

Jahre 1516 zu Besançon in Burgund geboren, hatte Granvella nachdem er auf verschiedenen hohen Schulen schon frühzeitig die Talente ausgebildet, mit welchen die Natur ihn auf's Reichste ausgestattet, unter Margaretha von Savoyen, damaligen Regentin der Niederlande, die ersten Proben seiner eminenten Fähigkeiten abgelegt. — Von hier nahm ihn Karl der Fünfte in seine Dienste, übertrug ihm bald, trotz seiner noch großen Jugend, einige der schwierigsten Aemter, und sandte ihn, kaum zwei und zwanzig Jahre alt, als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident. — Granvella entsprach hier dem Vertrauen des Kaisers in hohem Grade, bekleidete dann nach und nach die wichtigsten Stellen in Staat und Kirche, und hatte sich bereits zum ersten Günstling und Minister aufgeschwungen, als Karl das Scepter in die Hand seines Sohnes niederlegte. —

Mit dem Regierungsantritte Philipp des Zweiten, von welchem Granvella alsbald die

unzweideutigsten Beweise besondern Vertrauens und persönlicher Zuneigung empfing, begann für die Laufbahn desselben eine neue Epoche. Erst jetzt sah man sein glänzendes politisches Genie recht eigentlich zur höchsten, umfassendsten Thätigkeit und zu Erfolgen gelangen, welche alle bisherigen Früchte seines außerordentlichen Geistes weit hinter sich ließen. —

Es würde indeß als eine große Seltenheit und mit der Politik eines Philipp wenig übereinstimmend erscheinen, so plötzlich einen Mann in die Gunst dieses Fürsten aufgenommen zu sehen, der das Vertrauen eines Vorgängers besaß, dessen Regierungs-Principien wenig mit denen des neuen Herrschers harmonirten, — es würde dieser Umstand in der That seltsam, folgewidrig und befremdend erscheinen, — wenn die Gründe, welche denselben hervorriefen, weniger einleuchtend wären, und welche allein darin beruhten, daß die Talente Granvella's so außerordentlicher Natur waren, daß Philipp den Besitz

eines solchen Mannes, gleichsam als ein werthvolles politisches Vermächtniß betrachtete, in dessen Brust sein königlicher Vorgänger manchen wichtigen Erfahrungsschatz, manches wichtige, unschätzbare Geheimniß seiner großen Regierungskunst niedergelegt. — —

Zur Zeit, als Granvella an die Spitze des Niederländischen Staatsrathes trat, war er drei und vierzig Jahre alt. Sein hoher, kräftiger Körperbau, kündigte eher einen Krieger, als einen Priester an, und stand mit seiner übrigen Persönlichkeit in genauer Uebereinstimmung. Seine Züge waren nach großen, mächtigen Verhältnissen gebildet. Die breite, ausgezeichnet schöne Stirn — schwarze Augen von ungewöhnlichem Schnitt und Feuer — der kurze dunkelglänzende Bart — der feste, entschlossene Ausdruck eines vollen, gewölbten Mundes — die hohe, adlerhaft und schön geformte Nase — der etwas blasse Teint des mehr ovalen als runden Gesichts und endlich die kühne, auf

rechte Haltung des Kopfes, gaben dem Gesammt-Charakter jene schwer zu bezeichnende Würde, die unsere Vorstellung sich von dem Sprößling eines Heldengeschlechtes und einem hohen gebieterischen Geiste macht; welche aber an eben diesem Charakter augenblicklich verschwand und die tiefste Demuth an ihre Stelle zauberte, sobald ein Mächtigerer ihr gegenüber stand. —

Dieser Adel in den äußern Formen Granvella's, gab sich auch in allen seinen Bewegungen, in Ton und Sprache kund. Sein Tritt war leicht und stolz, als ob er die Erde verachte. Seine Stimme war hell, kräftig und einnehmend, und seine kurze, klare, eindringliche Sprache, hatte ihm schon in seiner Jugend den Ruf eines ausgezeichneten Redners erworben. —

Die Haupteigenschaften, durch welche Granvella unter drei verschiedenen Regierungen, namentlich unter Monarchen wie Karl der Fünfte und Philipp der Zweite, sich unentbehrlich zu machen und ununterbrochen in der Gunst der-

selben zu erhalten gewußt, hatte, vereint, selten ein Staatsmann besessen. Es bestanden dieselben: in einem schnell durchdringenden, weitumfassenden Verstande, verbunden mit einer seltenen Fülle tiefer Gelehrsamkeit — ferner in dem Vermögen, aus den Mienen der Menschen auf den ersten Blick ihr Gemüth und ihre geheimsten Gedanken zu erforschen — in einer unermüdlichen, gewissenhaften Thätigkeit — in der schweren Kunst, seine Herrschaft Ueberall in das Gewand der Unterwürfigkeit zu verbergen — in einer unbestechlichen Treue, gepaart mit einer weisen Mäßigung und Genügsamkeit in Wahrnehmung seiner persönlichen Interessen — und endlich in einer unerschütterlichen Consequenz und durchgreifenden, unbesiegbaren Thatkraft, wo es galt dem despotischen Willen seines Monarchen Geltung zu verschaffen. —

Im Uebrigen besaß Granvella wenig, ja fast Nichts von den Neigungen und Leidenschaften anderer, vom Glücke begünstigter Staats-

männer. Trotz dem er aus den Staube der Niedrigkeit mit raschen Schritten zu den höchsten Ehrenstellen, ja bis zum Unglaublichen — bis zum Vertrauten eines Philipp's emporgestiegen, legte er doch wenig Werth auf seine Geltung, auf seine Titel und Würden. Dagegen war er stolz auf das Bewußtsein seiner geistigen Kraft und Ueberlegenheit, wodurch er Könige beherrschte, — ohne jedoch dieses Bewußtsein in Etwas mehr, als in seinen eigenen Gedanken zu genießen. Denn er wußte, daß die Fürsten ihren Dienern selten ein anderes Eigenthumsrecht zugestehen, als das, welches sie unmittelbar von der Glorie der Majestät empfangen, und daß sie jede Trophäe, die etwa des Dieners eignen Namen trägt, gleichsam als einen Frevel an dem Regale der Krone betrachten. — Daher kam es denn, daß Granvella den Fall manches großen Zeitgenossen überlebte, während er selbst die Gnade seines Herrn mit in's Grab nahm. —

Was indeß die Ausübung seiner Staatskunst anbetraf, so fehlte es ihm, bei allen seinen großen Vorzügen, hierin doch an einer Tugend, welche gerade der Staatskunst am unentbehrlichsten ist — nämlich an Geschmeidigkeit in der Ausübung seines Dienstes. Denn so viel weise Selbstverleugnung und kluge Unterwürfigkeit auch einerseits Granvella gegen seinen Monarchen, so wie gegen alle über ihm Stehende bewies, — mit so viel Leidenschaft, Ungestüm und Frechheit vollzog er anderseits die Befehle seines Herrn. Dabei kränkte er den Adel, nach Art niedrig geborener Emporkömmlinge, durch künstlich erfundene Humilationen, und beleidigte und drückte den Bürger durch Nichtachtung ihrer Freiheiten und Aufbürdung ungesetzlicher Lasten. — Die Folge hiervon war, daß Bürger und Adel ihn gleich haßten, während insbesondere die Protestanten, gegen die er, als ein Begünstigter des römischen Stuhles, mit aller Leidenschaft seines geistlichen Standes verfuhr,

ihn als ihren unversöhnlichsten Feind verfluchten. —

Granvella hatte daher unter Margaretha, vor welcher, als einer Stellvertreterin der Majestät, er unter dem tiefsten Servilismus, alle seine Handlungen in das Interesse der Krone zu hüllen pflegte, erst kurze Zeit den ihm von Philipp angewiesenen Sitz im geheimen Staatsrathe eingenommen, als die Spaltung zwischen Volk und Regierung sich bereits größer denn je erwies. — Nur die Geistlichkeit war noch der einzige Stand, welcher dem schwierigen und gefährlichen Gange der öffentlichen Angelegenheiten mit gewohnter Gleichgültigkeit zusah, — freilich aus dem einfachen und leicht ersichtlichen Grunde, weil die Maßregeln Granvella's ihre Interessen bis jetzt noch unberührt gelassen hatten. Allein bald traten auch hier Collisionen ein, welche dem allgemeinen Geiste der Empörung eine neue Stütze liehen, den völligen Bruch

zwischen Volk und Fürsten beschleunigten und endlich unheilbar machten. —

Diejenige Angelegenheit nämlich, worauf Philipp der Zweite bei der Regierung der Niederlande, sein hauptsächlichstes Augenmerk gerichtet hatte, war die Wiederherstellung des reinen Papstthumes, gegründet auf eine gänzliche Vertilgung des bereits weit vorgeschrittenen Protestantismus. Die stricte Ausführung dieser Maßregel der spanischen Politik, war nun der große Auftrag des neuen, allgewaltigen Ministers. — Allein schon bei den ersten Versuchen, welche derselbe zu diesem Zwecke anstellte, ergab sich nur zu deutlich, daß zwar nicht die deshalb erlassenen Edicte, wohl aber die richterliche Gewalt zur Executirung derselben, ja daß selbst die Inquisition mit ihren Scheiterhaufen nicht stark genug war, das bei der großen Volksmenge schon weit um sich gegriffene Ketzerthum völlig zu Boden zu drücken. Es mußten daher neue, vermehrte und wirksamere Maschinen in

Bewegung gesetzt werden. Und Granvella erfand sie.

Die Geistliche Gerichtsbarkeit nämlich, war bisher in den ausgedehnten siebzehn Niederländischen Provinzen nur unter vier Bischöfen vertheilt, welche jedoch in allen ihnen zustehenden Rechtssachen, verfassungsmäßig den beiden Erzbischöfen zu Cöln und Rheims untergeordnet waren; so daß also, da nur der Ausspruch der Letztern gesetzliche Kraft hatte, eigentlich nur immer zwei entscheidende Tribunale fungirten. — Auf Granvella's kunstvolles Anstiften bei Pius dem Vierten, wurden jetzt plötzlich zu den schon bestehenden vier, Gesetz und Herkommen zum Trotz, noch dreizehn neue Bisthümer errichtet. Jedes erhielt in geistlichen Angelegenheiten eine selbstständige, unbeschränkte Jurisdiction; jedes ward durch Zutheilung reicher Präbenden, als ein willenloses Werkzeug künftiger Tyrannei, an das Interesse der Regierung geknüpft und jedem wurden ei-

nige gewissenlose, aber ausgezeichnete und verschwenderisch besoldete Advokaten und Theologen an die Spitze gestellt, deren Worte über Tod und Leben zu entscheiden hatten. —

Mit diesem Gewaltschritte hatte Granvella die bis jetzt nur schüchtern und im Dunkeln geschlichene Empörung, laut und frei an das Tageslicht heraufbeschworen. — Der Bürger sieht seine Freiheiten mit Füßen getreten und erhebt seinen Arm gegen die schmachvoll erkauften Diener der Willkühr und der Verfolgung. Der Adel ist, durch die Ernennung von dreizehn neuen Bischöfen, um seine Stimme in der Staatenversammlung betrogen — er ist plötzlich seines Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten beraubt und stiftet Verbindungen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die alten Bischöfe sind empört über die willkührliche Verminderung ihrer einträglichen Präbenden und Beschränkung ihrer ausgedehnten Jurisdiction, während Aebte, Priester und Mönche

ihre Macht und Einkünfte den neuen Bisthümern zugetheilt sehen, und nun die, welche es gethan, vor alle Welt der Gotteslästerung anklagen. —

Und so tritt denn auf Einmal Alles, Bürger, Adel und Priester, vereint gegen den gemeinsamen Feind zusammen. Gleich einer furchtbaren Lavine, die in ihrem verheerenden Laufe Alles mit sich fortreißt und niederdrückt, wogt und tobt die wüthende Empörung, und während unter Tausenden jeder Einzelne für seinen kleinen, ärmlichen Eigennutz sich erhebt, scheint allein der Arm des Patriotismus den allgemeinen Kampf zu beginnen. — —

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Fremder in den Straßen von Brüssel. — Ein Rencontre. — Nähere Beschreibung des Fremden. — Barlaimont du St. Truyen. — Van der Hoornstraten. — Ein bedeutungsvolles Gespräch. — Das letzte Wort. — Der Abschied. —

Es war spät Abends an einem der letzten Maitage des Jahres Eintausend fünfhundert zwei und sechzig. — Die Luft war mild, rein und duftig, der Himmel klar und sternhell. Der Mond glänzte im dritten Viertel, und die Beleuchtung, die sein blasses Silber-Antlitz über die Erde verbreitete, hielt die Mitte zwischen Nacht und Dämmerung.

Um diese spät-abendliche Stunde sah man in den Straßen von Brüssel einen unbekann-Mann nachdenklich, einsam und achtlos auf Alles um sich her, eilig den Weg verfolgen, welcher zum sogenannten Kuilemburg'schen Hause, der Wohnung Barlaimont du St. Truyen's, ersten Rathes am Erzbisthum zu Mecheln und Geheimschreibers Kardinal Granvella's, führte. — Der Dahingehende war ein Mann von ziemlich vorgerücktem Alter — etwa in den sechsziger Jahren, mittelmäßiger Statur, und hatte ein zwar etwas düsteres, aber feines, ehrfurchtgebietendes Ansehen.

Vor dem bezeichneten Hotel angekommen, ließ der Fremde, als ob er dasjenige Gemach ausfindig machen wollte, das er aufzusuchen eben im Begriff stand, einen forschenden Blick über die lange Fensterfronte der obern Etage gleiten, und verschand dann in das Innere des antiken weitläuftigen Gebäudes. —

Wenige Minuten darauf fand zwischen eben diesem Manne und einem alten Bedienten des Hauses, der das Vorzimmer zu den Gemächern St. Truyen's hütete, folgender Wortwechsel statt:

— „Nicht zu Hause?“ fragte der Erstere in verdrossenem Tone, als er, eintretend, nach dem Geheimsecretair sich erkundigt und dessen Abwesenheit erfahren hatte.

— „Nein;“ war die wiederholte, kurz abweisende Antwort.

— „Wann kommt er zurück?“

— „Für heute kann Euch das wenig kümmern. Denn Ihr werdet doch nicht etwa glauben, daß mein Herr Euch um Mitternacht Audienz geben wird?“

— „Behalte Deinen Vorwitz für Dich, Bursche, und beantworte mir nur das, was ich Dich frage. Versteh'st Du mich?“ fuhr der Fremde, gereizt durch die trotzige und in ver-

ächtlichem Tone gegebne Antwort des Bedienten, im edlem Zorne auf.

— „Herr, Ihr scheint zu vergessen... Ich rathe euch . . ." stotterte dieser, roth vor Aerger.

— „Und ich gebe Dir den wohlmeinenden Rath, höflich zu sein, Du impertinenter Gesell... Kein Wort mehr, wenn Dir Dein Dienst lieb ist . . . Ich werde die Rückkehr Deines Herrn hier abwarten."

Mit diesen Worten trat der Unbekannte näher in's Zimmer, rückte einen Sessel zurecht und ließ sich, trotz der gereizten Stimmung, in welcher das eben gehabte Rencontre ihn versetzt hatte, mit großer Ruhe darauf nieder. — Der Bediente, sichtbar erstaunt und eingeschüchtert durch das energische Benehmen seines eben so zudringlichen als herrischen Gastes, begnügte sich damit, einige halb mißtrauische halb herausfordernde Blicke auf ihn abzuschießen und sich dann brummend in eine Ecke des Zimmers zurück zu ziehen. —

Während nun Beide schweigend und ihren verschiedenartigen Gedanken sich überlassend, in dem kleinen, von einer Astrallampe matt erhellten Gemache verweilen, wollen wir Gestalt und Gesicht des Fremden einer nähern Betrachtung unterwerfen.

Sein ganz weißes, aber noch volles, ziemlich langes Haar, war sorgfältig, doch ungekünstelt nach beiden Seiten herabgescheitelt und gab seinen Zügen, deren ursprüngliche Zartheit selbst das Alter noch nicht verwischt hatte, ein ehrwürdiges, plastisches Ansehn. Die großen, dunkeln Augen über der feinen, griechischen Nase, funkelten von einem außerordentlichen Glanz, und sein, große Beredtsamkeit verrathender Mund, unstreitig die einnehmendste Parthie seines regelmäßig schönen Profils, ließ zwei Reihen Zähne sehen, weiß und eben, wie Elfenbein. — Obwohl von mehr untersetztem, als schlankem Wuchs, entwickelte er doch in Haltung und Bewegungen eine ungemeine Leichtigkeit und An-

muth, während in seinem ganzen Wesen und namentlich in seinen blassen, beweglichen Gesichtszügen, eine gewisse Gereiztheit vorherrschte, welcher eine immerwährende Falte zwischen den Augenbraunen, den Anstrich eines melancholischen, mit sich selbst unzufriedenen Gemüthes gab. — Der geprüfte Menschenkenner würde in ihm bald einen schwermüthigen, verdrossenen, resignirten Geist entdeckt haben, etwa wie der eines Menschen, welcher, von den Fluthen des Lebens an Felsen und Sandbänke getrieben, mit einem Herzen voll betrogener Hoffnungen sich an den nakten Strand zurückgezogen und von hier aus nun den Bestrebungen der Welt mit düsterm, kaltem Geiste, seine letzte Thatkraft widmet. —

Der Anzug des Fremden war einfach, prunklos, seinen Jahren entsprechend, und ohne besondere Sorgfalt. Dennoch konnte man daran auf den ersten Blick den Mann von Bildung und Geschmack erkennen. Nur in der ausneh-

mend großen Sauberkeit seiner Wäsche, welche durch die dunkle Farbe seiner Kleidung nur noch mehr hervorgehoben wurde, lag etwas Gewähltes, das jedoch in der harmonischen, ehrfurchtgebietenden Wirkung des Gesammt-Charakters, sich unbemerkt wieder auflöste. —

Etwa eine halbe Stunde mochte der Fremde verweilt haben, als das Heranrollen eines Wagens und unmittelbar darauf der Schall einer Glocke in den untern Räumen des Gebäudes, die Ankunft des Hausherrn vermuthen ließ. Einige unverständliche Worte vor sich hinbrummend, entfernte sich der Bediente sogleich aus dem Vorzimmer und war noch nicht wieder in dasselbe zurückgekehrt, als eine Seitenthür sich öffnete und ein bildschöner, in der vollsten Jugendkraft stehender Mann erschien.

Es war Barlaimont du St. Truyen. —

Da ich es hier mit dem Helden meiner Geschichte zu thun habe, so sei es mir vergönnt, ein etwas umständliches und, so weit es in mei-

ner Macht steht, naturgetreues Bild desselben zu entwerfen.

St. Truyen war eine von jenen seltenen, glücklich imponirenden Gestalten, welche geschaffen zu sein scheinen, das eine Geschlecht zu beherrschen und das andere zu bezaubern. Er stand in der ersten Reife der Mannsjahre — in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, war von stattlichem, kräftigem Wuchs und stolzer, hochmüthiger Haltung. Sein Haar, schwarz und glänzend „wie das Gefieder des Raben" und von der üppigesten Fülle, fiel in vollen, natürlichen Riegeln nach Hinten, bis auf den Nacken herab. Die hohe, kühne Herrscherstirn war frei, glatt und weiß, wie Marmor. Seine Gesichtsbildung war regelmäßig und adlerartig, und sein Teint erschien, im Kontrast mit einem vollen dunkeln Schurr- und Spitzbart, außerordentlich klar und zart. — Die ungemeine Leichtigkeit seiner großen, schlanken und doch muskulösen Gestalt, trug einen selte-

nen Grad von Grazie an sich, und jeder Unpartheiische mußte ihn unbedingt für den schönsten Mann erklären. —

Bei diesem wahrhaft überraschenden Aeußern St. Truyen's, fand man an ihm weder einen Schmuck, noch eine Kostbarkeit in der Kleidung. Er verschmähte gleichsam den Vortheil, welchen diese, seiner von der Natur so ausnehmend begünstigten Persönlichkeit, etwa noch hätten bieten können. Sein Anzug war fast immer derselbe und bestand aus einem schwarzen Ober- und Unterkleid vom einfachsten Schnitt und ohne jede Auszeichnung, zu welcher sein Stand ihn berechtigte.

Allein trotz des außerordentlichen Adels in der äußern Erscheinung St. Truyen's, lag doch Etwas in seinem Benehmen und in seinem innern Wesen, was mit demselben im grellsten Widerspruche stand, und was dem Auge des ruhigen, tiefern Beobachters, nicht leicht entgehen konnte. Es waren dies eine Ueberall hervor-

stechende Anmaßung — ein überaus verächtlicher Hochmuth — eine große Unruhe und Unstätigkeit in seinem dunkeln, feurigen Blicke — eine gewisse Hast und Unsicherheit in Sprache und Umgang — so wie manche andere Abzeichen, welche gleichsam ahnen ließen, daß er hinsichtlich seiner äußern Würdigkeit, gegen sich selbst oder auch gegen die Haltbarkeit seiner ansehnlichen, einflußreichen Stellung, fortwährend einen gewissen Verdacht bekämpfe, und wozu vielleicht manche, obwohl ungegründete Gerüchte, welche über seine Abkunft im Umlauf waren, Veranlassung gegeben haben mochten.

Die Abkunft St. Truyen's war nämlich außerordentlich obscur. Auf die Fürsprache eines Brabanter Edelmannes, noch nicht achtzehn Jahre alt, in das Haus Anton Perenot's, Bischof's von Arras, des nunmehrigen Cardinal Granvella's, aufgenommen, hatte er sich innerhalb weniger Jahre nicht nur zur Würde eines königlichen Rathes und zum geheimen Secre-

tair seines mächtigen Besitzers emporgeschwungen, sondern sich auch einen großen persönlichen Einfluß auf diesen merkwürdigen Staatsmann, so wie eine außerordentliche Geschäftskenntniß unter demselben erworben. Er hatte, als ein Jüngling von merklich guter Erziehung, ein bedeutendes Talent und einen reichen Schatz gründlicher Kenntnisse, die er sich theils früher auf Schulen, theils auch erst später durch eignen Unterricht angeeignet, in das Haus seines hochstehenden Gönners mitgebracht. Vorzüglich besaß er schon früh die Gabe eines schnellen scharfen Ueberblickes — die Kunst, mit bewunderungswürdiger Consequenz Schwierigkeiten zu trotzen und zu besiegen — eine seltene Geschicklichkeit, Feinde von sich fern zu halten und unbemerkt unschädlich zu machen — eine ausgezeichnete Menschenkenntniß, so wie das Genie, jeden Zufall, jedes fremde Ereigniß zum Besten derjenigen Sache zu benützen, für welche er gerade thätig war.

Dabei war er unermüdlich arbeitsam; dem Höherstehenden gegenüber, anscheinend bescheiden in seinen persönlichen Ansprüchen; von großer rechtschaffenener Denkungsweise; unbestechlich in seinen Urtheilen und Handlungen und, obwohl gehorsam und unterwürfig gegen seinen Gönner, doch nicht ohne Ehrgeiz.

Granvella hatte in den Fähigkeiten seines Schützlinges bald eine gewisse Uebereinstimmung mit denjenigen Vorzügen erkannt, welchen er selbst sein Emporkommen verdankte, und hatte nicht unterlassen, dieselben auf's Sorgfältigste auszubilden. Und St. Truyen war ein gelehriger Schüler. Häufige Sendungen nach Spanien und Italien, manche wichtige Aufträge im Dienste der innern Verwaltung, so wie im Gebiete der Politik, dienten ihm dazu, Verstand und Geschäftskenntnisse zu reifen und zu kräftigen, und sich in der Gunst des mächtigen Ministers, dessen Regierungsgrundsätze auch die seinigen geworden immer mehr zu befestigen. Und

so stand er denn jetzt neben diesem Bevollmächtigten und Vertrautesten Diener Philipp des Zweiten, an der Spitze der Niederländischen Angelegenheiten, zugleich die Ehre, den Haß, die Furcht, die Verachtung und den Abscheu theilend, welche seinem allgewaltigen Gönner von der unterdrückten Nation im reichsten Maaße gezollt wurden. — —

Als St. Truyen die Thür geöffnet und den seiner Ankunft harrenden Fremden erblickt hatte, schien sich plötzlich eine dunkele Wolke auf sein schönes, männliches Gesicht zu lagern. Halb betroffen, halb verlegen und unentschlossen, blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen, während sein Auge unstät umherschweifte und sich dann düster zu Boden senkte. — Doch schnell verschwanden diese sichtbaren Anzeichen eines unerwartet unangenehmen Eindruckes von seinem Antlitze. Seine Erscheinung nahm wieder die ihr eigenthümliche edle, unwiderstehlich gewinnende Freundlichkeit an, und mit auffallender,

ja beinahe herzlicher Achtung, in der sich jedoch eine geheim unterdrückte Aufregung niederschlagender Empfindungen zu verrathen schien, schritt er rasch auf den Unbekannten zu:

— „Van der Hoornstraten, — ich heiße Euch von Herzen willkommen!“

Der so Angeredete, welcher sich inzwischen von seinem Sitze erhoben hatte, entgegnete Nichts auf die Bewillkommnung St. Truyen's, sondern heftete einen halb traurigen, halb vorwurfsvollen Blick auf ihn, während seine Seele sich in düstere Betrachtungen zu verlieren schien.

— „Ich bitte Euch . . . “ nahm St. Truyen, mit einer einladenden Handbewegung auf die Thür, durch welche er eingetreten war, nach einer Pause wieder das Wort.

Schweigend folgte van der Hoornstraten der Einladung und gelangte durch eine Reihe luxuriös decorirter Zimmer, in das, im auffallendsten Kontrast mit diesen, durch eine fast

ärmliche Einfachheit sich auszeichnende Kabinet des Hausherrn.

— „Van der Hoornstraten," begann hier St. Truyen, nachdem er eingetreten war und seinem Besuche einen Sessel zurecht gerückt hatte, in unsicherem und verlegenem, jedoch achtungsvollem Tone, „ich bin Euch schwer verpflichtet. Ich stehe bei Euch in einer Schuld — die größte, wofür ein Ehrenmann dem andern jemals verbunden sein kann. — Ich bekenne Euch dies unverholen und bin stolz darauf, in einem Biedermann, wie Ihr, meinen Gläubiger zu sehen. Aber es betrübt mich — schwer und bitter betrübt es mich, noch Nichts gethan zu haben, was die Last meiner unbezahlbaren Schuld auch nur um das kleinste Gewicht hätte verringern können. Allein . . . Ihr werdet sagen, ich stehe hoch — ich habe Macht, dankbar zu sein, vielleicht zu vergelten — Zeit und Gelegenheit seien dazu gekommen . . . Ach, van der Hoornstraten, — verwechselt auch Ihr nicht

den Schein mit der Wirklichkeit! Glaubt mir, daß die Höhe, auf der ich athme, von einer tödtlich=schwühlen Luft geschwängert ist, und mein Stand dem hohen Felsenpunkte über einem jähen, tiefen Abgrund gleicht, in den die leicht verfehlte Breite eines Haares, den verwegnen Jäger hinunterstürzen und zermalmen kann. — — Doch sagt mir, was Euer Begehr ist, womit ich Euch dienen kann, und seid versichert, daß ich um Euretwillen keine Gefahr scheuen und das Aeußerste versuchen und wagen will."

Van der Hoornstraten, welcher den Worten St. Truyen's sichtbar wenig Aufmerksamkeit geschenkt, beobachtete, als derselbe geendet hatte, noch immer ein düsteres Schweigen. Endlich ließ er sich auf den ihm angebotenen Sessel nieder und sprach mit ruhiger, ernster, wiewohl etwas weicher Stimme:

— „Barlaimont, um was ich bitte, ist allein, mich anzuhören und meine Worte, auch

wenn ich Euch etwas zu umständlich werden sollte, bis ich zu Ende bin, nicht zu unterbrechen."

— "Sprecht."

Nachdenklich, und wie in Erinnerung vergangener Zeiten verloren, begann van der Hoornstraten nach einer kurzen Pause:

— "Achtzehn Jahre sind es her, als meine Reisen, auf die ich fast die größere Hälfte meines Lebens verwendet, mich auch durch Spanien führten. Ich kam nach Madrid, zur selben Zeit, als Kaiser Karl seine Staaten verlassen hatte, um zur Ehre der Christenheit, in fernen Zonen gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Die Zügel der Regierung waren dreizehn Ministern anvertraut, unter welchen fünf fanatische Kardinäle nebst zweien Räthen, mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet, ein geheimes Concilium für Glaubenssachen bildeten. — Aufrührerische Bewegungen der neuen Religionsparthei in Frankreich, hatten vor der Entfernung

des Kaisers, auch in Spanien eine Verschärfung der gegen das Ketzerthum bestandenen Edikte zur Folge gehabt, und die Inquisition, ein blindes unmittelbares Henker-Werkzeug jenes Gewissensrathes, wüthete unter dessen Befehlen mit Folter, Schwert und Scheiterhaufen. — Noch nie zuvor und nie wieder nachher war der Bosheit in diesem Lande, unter Karl's Scepter, eine so reiche Befriedigung geboten worden. Alle Laster, alle Leidenschaften, standen im Solde dieser blutigen Priester Torquemada's, und ihre Wirkungen glichen den tödtlichen Fermenten einer Pest. Ein kaum gedachter Zweifel an der Unfehlbarkeit der alleinseligmachenden Kirche — die leiseste Aeußerung einer freiern Geistesrichtung — jede noch so widersinnige, von Haß, Rachsucht, Neid und Habgier geleitete Anklage, reichte hin, ein Todesurtheil zu besiegeln. — Doch ich brauch' Euch die Gräuel dieser Höllen-Tribunale, deren Wahlspruch noch heute: „Schändung der

Vernunft und Mord der Geister“ heißt, und deren Begleiter Schrecken und Verderben sind, nicht mit Worten zu schildern. . . . Seht Euch in diesem Augenblicke in allen Provinzen unserer freien Niederlande um. . . . “

Als ob er die Wirkung seiner Worte erspähen wollte, hielt hier der Sprechende einen festen, durchdringenden Blick auf St. Truyen richtend, einen Augenblick inne, und fuhr dann in düsterm Tone fort:

— „Damals war es, als ich zu Madrid einen Verurtheilten jenes unmenschlichen Richterstuhles zu Grabe geleiten sah. Es war dies ein Opfer, welches die schwärzeste Rachsucht eines jener Glaubensrichter im nah verwandten Blute sich ausersehen, und das er nun unter seinen eigenen Augen zur Schlachtbank führen ließ. — Ihr habt einem solchen Begängniß, wo der Mensch gleichsam aufhört Mensch zu sein, und wo alles Heilige seiner Gattung — wo alle seine göttlichen Rechte, alle seine Empfin-

dungen, von dem tollen, schandvollen Wahne eines finstern Religionseifers, kalt mit Füßen getreten wird, vielleicht noch nicht beigewohnt . . . Ihr sollt ein Bild davon haben. — — Mit dem gleißnerisch-blendenden Pompe der heiligen römischen Kirche, bewegte sich eine dicht gedrängte Menschenmasse durch alle Straßen, einer festlich verherrlichten Richtstätte zu. Eine blutrothe Fahne wehte an der Spitze — alle Glocken wurden geläutet, und ein langer Priesterzug im feierlichen Meßgewande, sang voll wahnwitziger Inbrunst ein heiliges Te Deum. — Halb entkleidet, barfuß und mit kahl geschorenem Haupte, folgte der Armesünder. Es war ein Mann von hohem, ehrwürdigen Alter, fast ein Greis. Auf seinem Angesicht hatten Gram und Kummer tiefe Furchen eingegraben. Schmerz und Verzweiflung in den Mienen, schwankte er lautlos dahin; denn ein Knebel im Munde, verwehrte ihm, seinen Jammer durch Klagen zu lindern. — Seitwärts von ihm, ward hoch empor das Bild

des Gekreuzigten getragen — doch abgewandt von ihm und halb verhüllt, zum Zeichen, daß der unglückliche Zweifler an der Unfehlbarkeit des Papstes, als vorauf ihm das Todesurtheil gesprochen worden, keinen Theil habe an der allgemeinen himmlischen Erlösung. — Um aber den Mitleid erregenden Effect des traurigen Aufzuges zu entkräften, und das Auge durch den Kitzel des Lächerlichen zu unterhalten, ging hinter dem Sünder, unter lustigem Geberdenspiele, eine Schaar fratzenhafter Dämonengestalten einher. Demnächst folgte die Geistlichkeit; und der Adel, die Behörden und das Volk beschlossen jubelnd, singend und betend den teuflisch festlichen Zug. —— Nach stundenlangen Umgängen, auf dem Richtplatze angelangt, nahmen die Priester, die Vornehmsten und die Inquisitoren ihre erhöhten Sitze ein und harrten nun in sichtbar froher Erwartung, des kommenden blutigen Schauspieles, zu welchem Einzelne unter ihnen, wie zu einer heiligen Handlung, noch

durch besondere Gebete sich sorgsam vorzubereiten schienen. — — Endlich führen Henkerknechte den Verdammten, dessen Leib dem Feuer und dessen Seele den Mächten der Hölle übergeben werden soll, die unglückliche Todes-Leiter hinauf — sie binden ihn an den verhängnißvollen Pfahl — und während die Priester ein heiliges Lied anstimmen, das im Volke wie ein tausendfaches Echo wiederhallt, zünden Henkerhände den schauerlichen Holzstoß an. —"

St. Truyen, welcher bisher mit halb weggewandtem Angesicht dagesessen und mit finsterer Miene, das Auge starr zu Boden gerichtet, zugehört hatte, wandte sich jetzt plötzlich gegen den Sprechenden mit einer Bewegung, welche schmerzliche Aufregung verrieth und um Schonung zu flehen schien. Vergebens. Van der Hoornstraten ließ sich nicht unterbrechen und fuhr mit noch erhöhter, ausdrucksvollerer Stimme fort:

— „Schon wirbelte eine dichte Rauchsäule hoch in die Luft empor, und erbarmungslos leckten rothe Flammenzungen an den frech entblößten Leib des unglücklichen Schlachopfers. Da erhebt sich unter der versammelten Menge plötzlich eine laute Bewegung — gestört ist die fanatische Andacht — die Gesänge schweigen, und ein halbnakter Knabe, von Verzweiflung angetrieben, stürzt athemlos daher und bricht sich Bahn, bis zu den vordersten Tribünen der entmenschten Glaubensrichter. . . . „„In's Feuer mit der Ketzerbrut!"" erschallt zugleich von allen Seiten ein wüthendes Geschrei, und tausend blutgierige Arme erheben sich, den schrekkenvollen Ausspruch zu vollziehen. — Schaudernd vor dem entsetzlichen Beginnen, werfe ich mich dem rasenden Haufen entgegen, und mit dem Schrei: „„Jesus Maria, mein Kind!"" erfasse ich den schon halbtodten Knaben. — — Meine Absicht war erreicht. Ein Klostergeistlicher in meiner Nähe, traut meinem Ausrufe,

hält mich für einen gut katholischen Christen, und indem er schützend sein Ordenskreuz über mich empor hebt, bekundet er dies der wüthenden Menge, die nun, wie gebannt, von mir abläßt. — Die Täuschung war vollbracht . . . Der etwa sechsjährige Knabe, ein Enkel jenes schmachvoll geopferten Greises — eine eltern- und namenlose Waise, war gerettet. Ich nahm ihn mit in meine Wohnung, kleidete, hegte und pflegte ihn. — Wenige Tage darauf verließ ich Madrid, aus Furcht vor Entdeckung der gelungenen List, und führte meinen Schützling, über Frankreich, nach der Niederlande. In Brabant endlich, meinem Vaterlande, gab ich ihm eine vor dem Henkerarme der Inquisition damals noch gesicherte Heimath, und mit väterlicher Sorgfalt wachte ich nun über seine Erziehung. — Jahre gingen darüber hin. Der Knabe ward zum Jüngling, und die schönen Kräfte, womit die Natur ihn reich bedacht, trieben hoffnungsvolle Blüthen. — — Kein anderes Ziel —

Keinen andern Lohn vor Augen, als das Bewußtsein, als Mensch und Christ meine Pflicht erfüllt zu haben, vollendete ich nun an dem Jünglinge, was ich einst an dem Knaben mit Gefahr meines Lebens begonnen. Ich gab ihm irdische Güter — ich gab ihm einen Namen — verhalf ihm zu Ehre, Macht und Ansehn . . . Und nun steh ich vor ihm, grau von der Last der Jahre — gebeugt von den Leiden meines unglücklichen Vaterlandes, und bettle um eine Gunst — nicht für mich — für Millionen meiner unterdrückten Glaubensbrüder. — —"

Van der Hoornstraten schwieg jetzt und beobachtete St. Truyen, welcher bei den letzten Worten aufgestanden und in außerordentlicher Aufregung im Zimmer auf- und niedergeschritten war, einige Stunden lang mit unverwandtem Blicke. Endlich brach er das Schweigen. Er erhob sich von seinem Sitze, ging einige Schritte auf seinen ehemaligen Pflegling zu, und sprach in kaltem, gemessenem Tone:

— „St. Truyen, Ihr kennt mein Verlangen ... Ihr wißt, um was ich bitte ... Gebt mir eine Antwort.“

Der Angeredete war inzwischen etwas ruhiger geworden. Er schien den Affect in seinem Innern gewaltsam beschwichtigt zu haben. Nur eine finstere, melancholische Verdrossenheit lag noch in seinem Wesen, die sich auch in hohem Grade in seiner Sprache kund gab, als er nach einer kurzen Pause erwiederte:

— „Nennt mir Euer Verlangen — sagt, was Ihr begehrt ...“

— „Schon drei Mal hab' ich's ausgesprochen, um was ich schon zum vierten Male jetzt vor Euch stehe,“ sprach van der Hoornstraten voll Bitterkeit und mit einem Anflug von Verachtung.

— „Verzeih't mir ... Nicht, daß ich für die Dankbarkeit ein kürzeres Gedächtniß hätte ... Aber — glaubt mir — ich habe Viel zu denken ... Ich kann mich manches Einzelnen Eu-

res Anliegens nicht mehr so genau erinnern... Drum sagt mir, was ich für Euch thun kann.

— „Nun, ich will es Euch zum letzten Male wiederholen. — Ihr kennt die Gesinnungen aller freien Niederländer, aller guten Protestanten. Es ist Euch durch mich kein Geheimniß mehr, was Bürger, Adel und Priester, im gemeinsamen Haß gegen den despotischen Vertreter der spanischen Tyrannei, als unveränderliches Ziel sich vorgesetzt. Auf die Gefahr hin, Viel zu verlieren oder Viel zu gewinnen, haben, auf meine Bürgschaft, Eure eigenen Feinde Euch durch mich zum Vertrauten gemacht. Ihr wißt daher, um was es sich handelt. Es gilt vor Allem die Befreiung von der hassenswerthesten Kreatur, die je im Solde eines finstern Despotismus gestanden . . . es gilt den Sturz, die Vernichtung Granvella's. — Ihr wißt, was zu diesem Zwecke beschlossen worden. Eine Gesandschaft, in der Person des edlen Grafen Egmont, geht nach Spanien, um dem Könige über

die gefahrdrohenden Angelegenheiten seiner diesseitigen Provinzen ohne Rückhalt die Augen zu öffnen, ihm freimüthig den Grund der immer weiter um sich greifenden Uebel aufzudecken, und, zu deren Beseitigung, auf die Entfernung des Kardinals, als der ersten und hauptsächlichsten Ursache einer nahen allgemeinen Empörung, zu dringen. — Allein ich darf Euch nicht erst sagen, daß der schlaue Prälat zu fest gewurzelt ist in dem Vertrauen Philipp's, und daß es, außer Egmont's persönlichem Einflusse, auch noch eines andern mächtigen Hebels bedarf, ihn daraus zu verdrängen."

— „Nun . . .?"

— „Ihr versteht mich, St. Truyen. Ihr allein seid der Mann, der mit den verwundbaren Stellen, mit den geheimen, tödtlichen Blößen dieses fluchenswerthen, schlangenglatten Priesters, genau vertraut ist . . . Ich wiederhole es Euch — ich habe Bürgschaft für Euch geleistet — nicht nur für Eure Redlichkeit, sondern auch für Eure

Dankbarkeit gegen mich, die ich nun für Andere in Anspruch nehme. — Rechtfertigt mein Vertrauen . . . Ergreift die Gelegenheit, Euch den Segen einer ganzen Nation zu verdienen . . . Geb't Mittel, Beweise in meine Hände, um die Macht eines ruchlosen Priesters zu brechen, unter dessen Zuchtruthe das Vaterland und Tausende unserer Glaubensbrüder seufzen. . . .“

St. Truyen hatte den Worten seines ehemaligen Beschützers ernst und aufmerksam zugehört. Je näher derselbe jedoch dem Gegenstande seines Anliegens gekommen, je tiefer hatte sich das Gesicht des Erstern verfinstert; und als Hoornstraten nun zu Ende war und gespannt einer Erklärung des Geheimschreibers entgegen sah, verharrte derselbe noch immer in tiefem Schweigen, während er einen mächtigen innern Kampf zu bestehen schien.

— „Gebt mir eine Antwort, St. Truyen. Meine Zeit ist kurz und mein Weg ist lang,“ erinnerte Hoornstraten nach einigen Minuten

vergeblichen Harrens, mit einem Blick auf seine Uhr, die nah auf die elfte Stunde zeigte.

Wie aus einem Traume erwachend, richtete der Angeredete sich auf, trat seinem Besuche vertraulich näher und sprach mit der ihm eigenthümlichen, gewinnenden Freimüthigkeit:

— „Ihr werdet einsehen, mein väterlicher Freund, wie kritisch meine Lage ist. Auf der einen Seite die heiligste Verpflichtung gegen Euch, so wie das wärmste Mitgefühl für die Leiden meiner Glaubensbrüder; auf der andern Seite die Mahnung der Ehre, des Rechts und — wenn Ihr wollt — der Selbsterhaltung. Ihr, mein Wohlthäter, habt ein ewiges Anrecht auf meine Dankbarkeit und verlangt von mir einen Dienst, der mir zwar, wie Ihr sagt, die Anerkennung eines ganzen Volkes sichert — der mich aber auch vor dem Gewissen dieses Volkes, früher oder später, zum Verräther stempeln muß. — Ueberdies verbietet mir, anderseits, das Gefühl des Rechts und der Ehre, hinter-

listig einen Mann zu opfern, welchem, so tadelnswerth auch seine Handlungen sind, ich in der That Viel zu verdanken habe. Und welches Wagniß — welche Gefahr! — Bedenkt, ich kann Euch die Unfehlbarkeit derjenigen Mittel — derjenigen Waffen, deren Auslieferung Ihr von mir verlangt und wodurch Ihr den Kardinal zu vernichten gedenkt, nicht verbürgen. Es können Zufälligkeiten eintreten, die sich nicht berechnen, nicht voraussehen lassen . . . und es wäre dann um mich geschehn — vielleicht auch um Euch und viele Andere."

— „Ich sehe ein, es ist eine schwere Versuchung," sagte van der Hoornstraten ironisch, „Eine Prüfung, die *Eure* Furcht wohl rege machen kann. — Ich sage *Eure* Furcht; denn für *mich* und *Andere* zu fürchten, das überlasset nur *mir* und *Andern*."

— „Ihr irret Euch, van der Hoornstraten." sagte St. Truyen, verächtlich lachend, in stolzem, hochmüthigem Tone. „Furcht! Wenn Furcht

mich schrecken könnte, da würde ich gefürchtet haben an einen Platz zu treten, dessen Beschaffenheit mit der Furcht Nichts gemein haben darf, wenn der darauf Stehende nicht schon beim ersten Schritte verloren sein will. Wohl aber ist es Klugheit, was bei diesem Falle mich bedenklich macht und mich die möglichen unglücklichen Folgen eines solchen Unternehmens in Betracht ziehen heißt. — Erwägt genau die Umstände, und Ihr werdet mir nicht Unrecht geben. Auch müßt Ihr überdies bemerken, daß ich Eurer Sache in anderer Weise vielleicht mehr und zuverlässiger nützen kann, als durch einen Schritt, wo Alles auf's ungewisse Spiel gesetzt wird."

— „St. Truyen," sprach von der Hoornstraten kalt und entschieden, „ich bin diesmal nicht Willens, wie bisher, leere Worte für die That zu nehmen. Wißt, daß ich vorher wohl erwogen, worin Ihr meiner Sache dienen könnt und worin nicht. Ihr seht mich daher zum

letzten Male als einen Bittenden vor Euch, den die schon gewohnten Wenn und Aber und alle sonstigen Versprechen künftiger Dienste, nicht befriedigen können. Darum bitte ich Euch, gebt mir ehrlich und ohne alle Umschweife, eine klare, runde Antwort."

— „Mein würdiger Freund," entgegnete St. Truyen, nach kurzem Bedenken, begütigend und dringend, „ich bitte, übereilt Euch nicht in Beurtheilung meiner Willfährigkeit. Ihr überschätzt vielleicht meine Macht und meine Mittel. — Vergönnt mir Zeit. Ich will gewissenhaft und genau erwägen was ich kann, was nicht; und seid versichert, daß ich das Aeußerste aufbieten und Nichts unversucht lassen werde ..."

— „St. Truyen," unterbrach van der Hoornstraten seinen ehemaligen Schützling, „sparet alle Worte, die meinem Begehr nicht entsprechen. Ihr entschlüpft mir diesmal nicht durch hohle, glatte Reden. Und damit Ihr einseht, wie ernst ich es meine, so vernehmt jetzt

mein letztes Wort und gebt mir dann kurz das Eure."

— "Sprecht."

— "Sei es Klugheit, wie Ihr es nennt — sei es Furcht oder sonst noch Anderes, was Euch abhält mein Verlangen zu erfüllen. Gleichviel. Ich will das nicht entscheiden. Aber Ihr kennt in dem Falle, wie er ist, Eure Lage noch nicht ganz. Ich bin daher verpflichtet, das noch Fehlende Euch klar vor Augen zu führen. Hört mich also an, und nehmet das, was ich Euch sagen werde, für offene, tief begründete Wahrheit, ohne zu hoffen, daß Ihr eine Erläuterung oder Aufklärung Dessen, was Euch darin dunkel und unbestimmt erscheinen wird, von mir erlangen werdet. —"

— "Laßt hören."

— "Ich habe Euch schon bemerklich gemacht, daß ich in der Angelegenheit, für welche ich Eure Dienste beansprucht habe, nicht von persönlichen Interessen geleitet werde, und daß

ich vielmehr nur das Organ einer geringern oder größern, aber Euch feindlich gesinnten Parthei bin, deren Aufgabe es ist, in der gegenwärtigen Zeit der Noth, Verwirrung und Verfolgung, für das allgemeine Beste der neuen Glaubenslehre, mit Gut und Blut das allgemeine Uebel zu bekämpfen und in seinen ersten Ursachen — an seiner Wurzel zu vernichten. — Ihr seid nun durch mich mit diesem staatsgefährlichen Geheimniße Eurer Feinde, so wie insbesondere mit deren augenblicklichem Beginnen, vertraut geworden . . . Freilich geschah dies, von meiner Seite, nicht in der Erwartung eines Mißlingens meiner Absicht, der guten Sache Eure Hülfe zu gewinnen. — Ihr werdet daher, wie jetzt die Sachen stehen, wohl leicht begreifen, daß Ihr, durch einen Mißbrauch des Euch gewordenen Vertrauens, den Euch mitgetheilten Beschluß Eurer Feinde vereiteln und diese selbst einer großen Gefahr aussetzen könnt. — Alles dies ward vorher wohl erwogen, und ich

hatte darum für Eure Redlichkeit Bürgschaft geleistet. Doch konnte das Euren Feinden nicht genügen, weil die persönliche Gefahr, deren dieselben sich Preis gaben, indem Sie Euch zu ihrem Vertrauten machen ließen, sie nothwenig zu der Anforderung führen mußte, auch von Eurer Seite durch eine persönliche Garantie gedeckt zu sein. Ich fand das, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, ganz in der Ordnung. Ich gewährte ihnen, was ich billigerweise ihnen nicht vorenthalten konnte . . . Ich gab Eure persönliche Sicherheit — ja vielleicht Euer Leben in die Hände Eurer Feinde, als Unterpfand für Eure Redlichkeit — für Eure Dankbarkeit gegen mich."

— „Meine persönliche Sicherheit?" fragte St. Truyen aufhorchend und nicht ohne sichtbare Betroffenheit. „Sagt mir, wie ich das verstehen soll. . . ."

— „Hört mich weiter. — Ehe ich noch, vor acht Jahren, Euch der besondern Berück-

sichtigung des Kardinals empfahl und Ihr so den ersten Fuß auf die Schwelle Eures jetzigen Ranges setztet, glaubte ich in Euch große Eigenschaften zu erkennen. Ihr waret klug, muthig, schlau, hochstrebend und rechtschaffen. Ich freute mich in diesen vielversprechenden Eigenschaften meines eignen Werkes, und ich genoß diese Freude doppelt, als ich Euch bald mit schnellen Schritten emporklimmen sah auf einer Bahn der Macht und des Ansehens, auf die ich selbst Euch hingestellt. — Als darauf, mit dem Regierungsantritte Philipp des Zweiten, die freie Niederlande dem finstern Despotismus dieses neuen Herrschers anheimfiel und spanischer Fanatismus den erleuchteten Glauben mit Schwert und Scheiterhaufen bedrohte, da fiel mein Blick auf Euch, indem ich mich der Hoffnung hingab, daß Ihr dereinst, wenn der Zeitpunkt dazu kommen sollte, vor keinen Mitteln zurückschrecken werdet, die Euch einen großen Zweck verbürgten. — Dieser Zeitpunkt ist nun gekommen.

Ihr seid Protestant, und Euer verfolgter Glaube sollte Euer großer Zweck sein. . . . Meine Hoffnung — so scheint es — hat mich betrogen. Indeß trifft mich diese schmerzliche Täuschung nicht unvorbereitet. Ich war auch dieses Falles eingedenk, und mein Entschluß war bereits genommen, bevor ich noch Eure Schwelle überschritt. Und so wißt denn, daß es mich weniger Ueberwindung kosten würde, Euch selbst zu opfern, als Euch der spanischen Tyrannei — der Verfolgung Eures eigenen Glaubens dienen zu sehen. — — Ihr werdet Euch wohl noch der Vorgänge zu Leyden erinnern, in deren Folge Ihr von der Hochschule flüchtig werden mußtet. Nur mein schneller Beistand rettete Euch damals zum zweiten Male das Leben, und meine Vorkehrungen schützten Euch vor jeder spätern Entdeckung. Durch welche Mittel diese Eure zweite Rettung mir gelang, ist nur mir bekannt. Niemand theilte mein Geheimniß, und so blieb ich der einzige Mitwisser jenes unseligen Vorfalles,

der Euch scheinbar zum Mörder stempelte. — Nun werdet Ihr Euch aber auch noch erinnern können, daß jener Edelmann, dessen Tod man Euch Schuld gab, ein naher Verwandter des damaligen Bischofs von Arras — Eures nunmehrigen Beschützers und Ministers war, der um jene Zeit, zur Habhaftwerdung des Thäters, vergebens Himmel und Erde in Bewegung setzte. — Obgleich nun zwar meine Ueberzeugung, so wie Euer eigenes Gewissen, Euch von aller Schuld bei jenem Vorfalle frei sprechen muß, so werdet Ihr doch leicht einsehen, daß es um Euch gethan wäre, sofern der Kardinal auch nur eine Ahnung davon erhielte, daß Ihr und jener scheinbar Schuldige, eine und dieselbe Person sei. — Die glaubwürdigsten Aktenstücke, welche das Letztere bis zur Evidenz klar an den Tag legen, befinden sich in diesem Augenblicke, als Unterpfand für die Erfüllung der von Euch geforderten Dienste, versiegelt in Gewahrsam Eurer Feinde. — Ihr selbst habt nun über den

Gebrauch oder über die Vertilgung dieser für Eure Existenz gefährlichen Papiere zu entscheiden . . . Ihr seht also, daß Eure persönliche Freiheit, ja wohl gar Euer Leben von Eurem eigenen Willen abhängig ist. Ihr habt nun die Wahl — Euer Schicksal liegt in Eurer eignen Hand. Gut oder übel . . . wie Ihr wollt. — — Ihr habt nun das Letzte vernommen, was ich Euch zu sagen hatte. Gebt mir jetzt ohne Umschweife und mit dürren Worten, Eure letzte Antwort." —

Van der Hoornstraten schwieg. St. Truyen hatte auf die letzten Worte desselben nicht mehr gehört. Er stand sprachlos, wie eine Bildsäule da. Sein Gesicht war bleich, wie der Tod — sein Auge matt und halb geschlossen — und seine Brust arbeitete schwer. Endlich murmelte er, wie in dumpfer Betäubung, die Worte vor sich hin:

— „Also das habt Ihr gethan! Ihr! — O, Ihr werdet eine schwere Verantwortung haben!"

Van der Hoornstraten, von dem Zustande St. Truyen's sichtbar ergriffen, schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Nach einer Pause sprach er mit fast schwankender Stimme, während sein Blick sich scheu zu Boden senkte:

— „Eure Antwort . . .?“

— „Gebt mir Bedenkzeit — nur eine kurze Frist — bis morgen!“ entgegnete St. Truyen in dringendem und beinahe bittendem Tone.

— „Ich kann nicht; denn schon mit Tagesanbruch harret man zu Mecheln meiner Rückkehr.“

— „Nun, so gehet denn ohne meine Antwort!“ rief St. Truyen auffahrend, während eine dunkele Röthe sein Gesicht überzog und seine Augen sich zornsprühend aus ihren Höhlen drängten.

— „So lebt denn wohl!“ sagte van der Hoornstraten kalt und trocken, und nahm seinen Hut. —

St. Truyen antwortete Nichts, sondern blickte finster und gedankenvoll vor sich nieder, bis van der Hoornstraten sich der Thür näherte. Dann rief er in heftigem, leidenschaftlichem Tone:

— „Ihr werdet es bereuen . . .!“

— „Ich oder Ihr!“

Mit diesen Worten schickte van der Hoornstraten sich an, das Zimmer zu verlassen. St. Truyen, sichtbar beunruhigt und ängstlich, suchte ihn vergebens aufzuhalten.

Er ging, und St. Truyen war allein. —

Zweites Kapitel.

Der Entschluß.

Das Auge St. Truyen's blieb noch lange düster und sinnend auf die Thür geheftet, welche hinter van der Hoornstraten sich geschlossen hatte.

„Seltsames, unerforschliches Geschick, das mich so urplötzlich hinstellt in einen Kampf mit gleich-starken Kräften der Pflicht und Ehre — des Dankes und Undankes — des Ruhmes und der Schande!“ sprach er endlich halblaut zu sich selbst. „Eine schwere, rücksichtslose Versuchung — eine gefährliche, verhängnißvolle

Wahl! — Und der Drang der Verhältnisse läßt mir keinen Spielraum zur Prüfung, zur Ueberlegung, zur Selbstberathung. . . . Gleichwohl kann ich die Entscheidung nicht dem glücklichen Ungefähr, nicht dem blinden Zufalle Preis geben. — Wer zeigt mir einen Ausweg? —"

In sich gekehrt und das Haupt schwermüthig auf die Brust herabgesenkt, machte er einige rasche Gänge durch's Zimmer und blieb dann plötzlich, wie von einem Gedanken ergriffen, stehen. Er schien zu einem Entschlusse gekommen zu sein, denn lebhaft und mit einer gewissen Resignation fuhr er jetzt in seinem Selbstgespräche fort:

„So sei es, und nicht anders! Denn das ist ein Fall, wo ich dem Rechte sein Recht vergönnen — wo ich durch sophistischen Selbstbetrug nicht die menschliche Vernunft verblenden und das herrschende, unsterbliche Gefühl des Bessern in mir selbst, nicht mit den Sclavenketten elender Klügelei belasten möchte. —

Ich will die streitenden Elemente, zwischen denen ich rathlos dastehe, sondern und prüfen. Beider Ansprüche will ich nach redlichem Gewissen in die Wage menschlicher Urtheilskräfte legen, und das Recht allein entscheide. — Wie es dann fällt, will ich's ehrlich vertreten, und muthig will ich hinnehmen das Unvermeidliche seiner Folgen, wie einen Ausspruch des Schicksals — gleichviel, ob's gut oder böse. — — Doch jetzt bin ich nicht in der Verfassung, in so bedenklicher Sache einen Entschluß zu nehmen. Die Entscheidung, gleichviel wie sie ausfallen mag, ist schwer und wichtig in ihren Folgen und erfordert klares, freies Nachdenken, ruhige, leidenschaftlose Erwägung. — Morgen will ich beschließen. . . . Es ist nur ein kurzer Aufschub. . . . Und Hoornstraten ist ein Mann, der nicht so leicht die schwierigern, verzweifeltern Mittel zu einem vorgesetzten Ziele wählt, so lange ihm noch nicht alle Hoffnung zur Erhaltung der leichtern, minder gefährlich wirken-

den, ganz abgeschnitten ist. Ich will ihm daher einen Boten nachsenden. . . . Und wenn es dann anders fällt — wenn es zu spät ist — wenn er schon Schritte gethan. . . . Nun, so sei es dann in Gottes Namen, und es komme, was da will und muß! —"

Hiermit setzte er sich an den Schreibtisch, um van der Hoornstraten von seinem Entschlusse zu unterrichten. Er that dies mit kurzen, bündigen Worten, indem er ihn zugleich beschwor, bis zu seiner Erklärung, welche binnen vier und zwanzig Stunden erfolgen solle, sich jedes Schrittes in der bedenklichen Angelegenheit zu enthalten, und hinsichtlich der Redlichkeit seiner Gesinnungen, ihm volles Vertrauen zu schenken. —

Als er den Brief vollendet und einem Boten übergeben hatte, um ihn auf dem Wege nach Mecheln, welchen van der Hoornstraten eingeschlagen, an seine Bestimmung zu bringen, warf er einen Mantel um, setzte eine breitkrempige, fast bis auf die Augen herabfallende Kopf-

bedeckung auf, stieg eine geheime Treppe hinab und verließ dann, trotz dem es bereits nahe an Mitternacht war, durch eine schmale, versteckt gelegene und nur ihm allein zugängliche Hinterforte, seine Wohnung. —

Drittes Kapitel.

Eine nächtliche Zusammenkunft. — Adelgunde. — Ihre Befürchtungen und Schicksale. — Die Gefahr. — Verfolgung und Flucht. — Ein bedeutungsvoller Nachruf. —

Still, ruhig und einsam war die späte, mondhelle Nacht. —

Schnell und geräuschlos, wie ein Schatten, eilte St. Truyen, den Mantelkragen weit über's Gesicht zusammen geschlagen, dicht an den Häusern entlang, die Straße hinab, die an's Thor von Löven führte. Daselbst angelangt, ließ ihn die Wache, nachdem er, statt ihren Anruf in der üblichen Weise zu beantworten, eine

Karte des Militair=Gouvernements vorgezeigt, schweigend hinaus, und nach wenigen Minuten hatte sich seine Gestalt unter dem Baumdickicht verloren, welches, seitwärts von der Stadtmauer, nach einer prächtig angebauten, etwa eine halbe Stunde entfernten und fast ganz von Gärten eingeschlossenen Ebne führte, wo einige der reichsten Privaten von Brüssel, für die Sommerzeit ihre Wohnungen zu nehmen pflegten.

Als der Dahineilende eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, verließ er den großen, von einer Doppelreihe dunkler Kastanienbäume eingefaßten Fahrweg, wählte den abgelegenen, einen weiten Wiesenplan durchschneidenden Fußpfad, und gelangte endlich an eine niedrige, an manchen Stellen schon verfallene Mauer von beträchtlicher Ausdehnung, welche, hinter Gebüschen und Parkanlagen halb versteckt, ein zwar großes, aber unansehnliches, alterthümliches Gebäude umschloß. Hier blieb er stehen und blickte lange und aufmerksam umher. Kein Lüftchen

regte sich — Alles war still und einsam. Er trat einige Schritte seitwärts und neigte das Ohr lauschend nach verschiedenen Richtungen hin . . . Die Gegend schien wie ausgestorben. Nur sein Herz schlug lauter denn sonst. — Jetzt blickte er noch Einmal forschend auf den Weg zurück, den er hergekommen, und im nächsten Augenblicke hatte er das niedrige Gemäuer überstiegen.

Flüchtig, doch mit behutsamer Geräuschlosigkeit, verfolgte er nun einen zwischen Gesträuch sich hinziehenden Seitenpfad, und bald stand er vor jenem umfangreichen, düstern Gebäude, dessen Bauart zwar einem längst vergangenen Jahrhundert anzugehören schien; dessen noch gut erhaltenes Aeußere aber, trotz seines finstern, unscheinbaren Ansehens, auf eine bequeme und freundliche, ja wohl gar angenehme Wohnbarkeit schließen ließ. Fast der ganze untere Theil des Hauses, der unbewohnt zu sein schien, war von Epheu und verschiedenen andern Schling-

pflanzen dicht überrankt, und Oberhalb öffneten hohe Gitterfenster in gothischem Styl, auf breite, zum Theil mit Blumen und Vasen bestellte Balkons. —

Nur hinter Einem dieser Fenster sah man Licht schimmern. Der ganze übrige Theil des Gebäudes war dunkel, als ob, jenes eine Gemach ausgenommen, im Innern Alles in tiefem Schlafe läge.

Auf das Fenster dieses einen Gemaches schlich St. Truyen jetzt zu, stieg an einem Spalier behutsam einige Fuß in die Höhe, und nach kurzem Stillschweigen rief er mit flüsternder Stimme den Namen „Adelgunde". —

Der Lichtschimmer in dem Gemache verschwand. Leise öffnete sich das Fenster und eine weibliche Gestalt erschien auf dem Balkon.

St. Truyen schwang sich schnell bis an das Gitter empor, indem er voll heißer Zärtlichkeit, jedoch mit gedämpfter Stimme ausrief:

— „Adelgunde! Theure! Wie glücklich bin ich, Dich zu sehen! —“

Bei diesen Worten hatte St. Truyen am äußern Rande des Balkons festen Fuß gefaßt, so daß er nur Unterhalb durch das niedrige Gitter von der Geliebten getrennt war. Leidenschaftlich schlang er jetzt seinen Arm um ihren Nacken und drückte das Gesicht glühend an ihren Busen:

— „Theure! Einzige!“

— „Still! Sprich nicht so laut, Geliebter!“ flüsterte Adelgunde, indem sie voll zärtlicher Hingebung das Haupt auf seine Schulter sinken ließ und mit dem Munde seinen Hals berührte.

— „Was ist's, Theuerste?“ fragte St. Truyen, etwas betroffen ihr in's Gesicht blickend.

— „Ich bitte Dich, mein Leben, bleib' nicht so lange . . .“ entgegnete Adelgunde mit leiser Stimme, indem sie seinen Mund mit Küssen bedeckte.

— „Was ist geschehen . . .?“ wiederholte St. Truyen, indem er sich plötzlich verfärbte und seinen Arm von ihr losließ.

— „Ich vermuthe, daß unsere Liebe verrathen ist . . . Man beargwöhnt unsere Zusammenkunft; und ich fürchte, „setzte sie mit bebender Stimme hinzu, „daß wir uns heute zum letzten Male sehen . . .“

— „Wie? Woher hast Du diese Vermuthung? Ich bitte Dich, sprich!“

— „Sei nicht so heftig, Theurer! Höre mich. Du weißt wie geheimnißvoll meine Geburt, meine Abkunft, mein ganzes Leben . . .“

— „Aber wozu dieses Geheimnißvolle noch länger?“ unterbrach St. Truyen leidenschaftlich die Heißgeliebte. „Warum soll ich nicht Deine Geburt, Deinen Stand, Deine Abkunft erfahren? Warum dieses Schweigen über Dinge, welche . . . “

— „Ach, Geliebter!“ fiel ihm Adelgunde weinend in's Wort, „Du vergißt, daß eben die-

ses unselige Geheimniß mir nicht minder dunkel ist, als Dir. Was ich darüber weiß, ist Dir bekannt. — Keine andere Spur blieb mir von meiner Geburt und den Schicksalen meiner ersten Kindheit, als eine dämmernde Erinnerung an ein entferntes, warmes Land — an einen schattenreichen, duftenden Olivenhain und an eine zärtliche, aber immer traurige Mutter."

— „Armes Kind!" seufzte St. Truyen, indem er das volle kastanienbraune Haar der Geliebten, kosend von der Stirn strich.

— „Ich weiß nicht, wie alt ich gewesen sein mochte," fuhr Adelgunde fort, „als ich hier her kam. Unter der Obhut eines alten, grämlichen Mannes, des Don Aliagamiro, der zugleich mein Lehrer war, und einer alten launenhaften Matrone, wuchs ich in diesen Mauern vom Kinde zur Jungfrau empor. — Meine Umgebung zeigt von Reichthum und Ueberfluß. Alle meine Wünsche werden erfüllt; nur der eine nicht, diesen Garten zu verlassen, den ich

daher niemals allein betreten darf. Die alte Isaura oder Don Aliagamiro, pflegten mich immer zu begleiten, und jene Mauer dort, ist die Grenze, über die ich mich noch nie hinausgewagt. Bereitwillig, mit vielem Fleiße und großer Ausdauer, ward ich von meinem Hüter schon frühzeitig in allen Wissenschaften unterrichtet und aus Büchern mit Welt und Menschen bekannt gemacht. Nur über meine Geburt, meine Verwandten und meine Herkunft, hatte er meinen Fragen immer mit unabweislicher Strenge jede Antwort vorenthalten, und wenn ich ihn deshalb mit Bitten bestürmen wollte, pflegte er zornig zu werden und sich Tage lang nicht vor mir sehen zu lassen."

— „Und Dein Vater?" fragte St. Truyen, über den Bericht der Geliebten in ein finsteres Grübeln versunken.

— „Diesen lernte ich erst kennen, nachdem ich schon einige Jahre hier zugebracht hatte. Seinen Aufenthalt kenne ich nicht, darf ihn auch

niemals darum fragen. Er ist ein ernster finsterer Mann, und pflegt mich nur selten zu besuchen. Gleichwohl ist er bisweilen zärtlich und sorgsam gegen mich, und erkundigt sich immer liebevoll nach allen meinen Wünschen. Ich fühle, daß ich ihm theuer bin, und auch ich, mein Barlaimont, bevor ich Dich kannte, liebte ihn innig, wie meinen einzigen Freund, und sein Besuch galt meinem Herzen immer als die höchste Freude, die es kannte."

— „Und doch hast Du seinen Namen niemals erfahren?"

— „Nie."

— „Auch seinen Stand nicht?"

— „Auch nicht;" entgegnete Adelgunde. „Doch einstmals . . ." setzte sie dann hinzu, unterbrach sich jedoch wieder und schien sich auf Etwas zu besinnen.

— „Sprich!" bat St. Truyen dringend.

— „Ich glaube, daß er vornehmen Standes ist."

— „Woraus schließest Du das?"

— „Als er einstmals zu mir kam, war es spät Abends. Don Aliagamiro hatte sich am Tage nicht wohl gefühlt und sich daher schon zur Ruhe begeben. Es war gerade ein übles Wetter; es regnete heftig, und der Mantel meines Vaters war bei seiner Ankunft ganz durchnäßt. Trotz dem weigerte er sich, ihn abzulegen. Und als ich aus Besorgniß, daß die nasse Kleidung seiner Gesundheit schaden könne, ihn kosend darum bat, ward er fast zornig und beharrte bei seiner Weigerung, indem er sagte, daß er von einem Besuche komme, nur im Vorbeigehen zu mir herangetreten sei und gleich wieder gehen müsse. Inzwischen aber hatte sich nach der Brust zu, von selbst eine Falte seines Mantels zurück geschoben, und ich bemerkte darunter eine reiche Kleidung und um den Hals ein breites, prachtvolles Ordensband."

— „Hm, hattest Du ihn früher nie in dieser

Kleidung gesehen?" fragte St. Truyen nachdenklich.

— „Nie. Er trug sonst immer ein schlichtes, einfaches Gewand, ohne irgend ein Abzeichen."

— „Sonderbar! Doch Don Aliagamiro und Isaura, wissen auch sie nicht . . . ?"

— „Ich kann nicht sagen, ob sie ihn kennen oder nicht. Ihre Ohren sind taub für meine Fragen über Alles, was diesen Punkt betrifft."

— „Aber weshalb hältst Du denn unsere Liebe für verrathen und fürchtest eine nahe Trennung?" forschte St. Truyen weiter.

— „Sprich nicht so laut, Geliebter! Höre mich. — Tags darauf, als wir uns das letzte Mal hier sahen, befand ich mich mit Don Aliagamiro im Garten. Ich ging dort jenen Pfad entlang und er ging neben mir. Da bemerkte ich, daß er eine Zeit lang, als ob er Etwas suche, schweigend vor sich nieder auf die Erde

blickte und dabei immer aufmerksamer, immer finsterer und bedachtsamer wurde. Plötzlich stand er still, sah mir fest in's Gesicht und sagte in strengem Tone, indem er mit seinem Stocke auf den Boden wies: „„Adelgunde, sieh, das sind die Fußstapfen eines Mannes . . . Ich habe sie genau verfolgt; sie führen dort von der Mauer, bis unter das Fenster Deines Schlafgemaches . . . Merke, Mädchen, was ich Dir ein für alle Mal sagen werde: erfährt das Dein Vater, so seid Ihr Beide des Todes. Denn niemals wird Dein Vater zugeben, daß Du Dich einem andern vermählest, als dem, der Dir von ihm schon bestimmt ist und den er Dir zu seiner Zeit selbst zuführen wird; — lieber würde er Dich lebendig begraben. Merke Dir das. —“ Ach, Geliebter! mein Herz sank mir tief nach diesen Worten. Alle meine Hoffnung ist seitdem zerronnen und die Ahnung eines schweren Schicksals schwebt bang und düster vor meiner Seele.“

— „Lasse die Furcht, mein theures Mädchen,“ tröstete St. Truyen unter zärtlichem Kosen die Heißgeliebte. „Denn beim Himmel schwöre ich's!“ rief er dann mit dem Feuer seines natürlichen kühnen Wesens aus, ich will diese Geheimnisse zerreißen, wie das Gewebe einer Spinne, und mein will ich Dich nennen — und sollte ich mein Leben daran setzen müssen!“

In demselben Augenblicke fiel aus dem nahen Gebüsche ein Schuß. Pfeifend strich die Kugel dicht an der Wange St. Truyen's vorbei und schlug in die Rinde eines nahen Baumstammes.

— „Jesus Maria! Rette, rette Dich!“ rief das Mädchen, bleich vor Schrecken, und floh in das Gemach zurück.

In demselben Moment schwang sich St. Truyen mit Einem Satze vom Balkon auf die Erde nieder. Doch hatten seine Füße den Boden noch nicht berührt, als dicht hinter ihm ein zweiter Schuß krachte.

Abermals fehlte die Kugel.

Da wandte er sich voll Ingrimm gegen den meuchlerischen Angreifer, indem er einen Dolch zog und wüthend auf das Gebüsch losstürzte:

— „Triff, Hund! Oder steh', daß ich Dich's lehre . . .

Keine Antwort folgte. Vergebens durchstreifte er darauf nach allen Richtungen hin das Gesträuch, aus welchem die Schüsse gefallen waren. Es war Nirgends eine Spur von dem hinterlistigen Feinde, und mißmuthig einen Fluch vor sich hin brummend, war er eben im Begriff, seine Nachforschungen einzustellen, als sich in seinem Rücken ein Geräusch vernehmen ließ.

Rasch wandte er sich um und bemerkte in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten, die Umrisse eines großen, hagern Mannes, der eben im Begriff war, sich eiligst aus dem Gebüsche zu entfernen.

Die Dichtheit des Gesträuches machte eine schnelle Verfolgung unmöglich. Dennoch versuchte St. Truyen, sich einen Weg zu bahnen, indem er mit vorgehaltenem Dolche dem Fliehenden nachstürzte und ihm zurief:

— „Steh', feige Bestie!"

Der Verfolgte stand einen Augenblick still, indem er sich umkehrte und eine helle Lache aufschlug. Als er jedoch bemerkte, daß es St. Truyen endlich gelang, ihm immer näher zu kommen, ergriff er wieder die Flucht und war bald darauf verschwunden.

Aergerlich verließ jetzt St. Truyen das Gebüsch, hing seinen Mantel um, den er in der Hitze der mißlungenen Verfolgung abgeworfen hatte, und schritt in der nächsten Richtung auf die Mauer zu. Aber kaum hatte er dieselbe überstiegen, als ihm plötzlich von innen eine schrillende, widerliche Stimme die Worte nachrief:

— „Du entkommst mir nicht! — "

Ueberrascht wandte er sich um.

In demselben Augenblicke sah er die nämliche Gestalt durch das Gebüsch dahin eilen, deren er in dem Gebüsche ansichtig geworden war. —

Viertes Kapitel.

Familiensaal eines Hauses zu Mecheln. — Peter Noicarmes. — Ein eigenthümlicher Charakter. — Ein Besuch. — Wilhelm, Prinz von Oranien. — Gespräch über Pater Belasius. —

Versetze Dich mit mir, geneigter Leser, in den grauen, alterthümlichen Familien-Saal eines einsam stehenden Hauses der Antwerpener Vorstadt zu Mecheln.

Die Umgebung, in welcher wir uns befinden, bietet weder Ansprechendes noch Freundliches. Sie trägt das Bild der Verlassenheit und des Unbestandes. — Die schmutzigen, an vielen Stellen zerrissenen Tapeten-Wände — die fast

ganz von Spinngeweben überzogene, architektonisch verzierte Deckenwölbung — die Unscheinbarkeit einer Reihe großer, zum Theil durchlöcherter Familien-Gemälde im Hintergrunde — und endlich die dickbestaubten, wurmstichigen, aber immer noch unverkennbare Spuren ehemaliger Eleganz an sich tragenden Möbelstücke, verrathen uns auf den ersten Blick, daß hier seit geraumer Zeit keine Hand einer sorgsamen Hausfrau — keine Anordnung eines wirthlichen Bewohners gewaltet habe.

Und so verhielt es sich in der That. —

Der Besitzer und einzige gegenwärtige Bewohner dieses Hauses, war ein ehemaliger, renommirter Advokat, Namens Peter Noicarmes. Er war ein alter, kinderloser Wittwer, welcher, nachdem er seinem Berufe entsagt, lange Zeit im Auslande gelebt hatte, und erst vor Kurzem, von den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes angezogen, nach Mecheln, seinem Geburtsorte zurück gekehrt, woselbst nun

eine seiner frühern Lieblingsneigungen, die Politik, seine einzige und reiche Beschäftigung ausmachte. —

Obgleich dieser Mann in den vorliegenden Blättern nicht als eine besonders hervorragende, vielmehr nur als eine vorübergehende Person zu bezeichnen ist, so verdient der eigenthümliche Charakter desselben hier doch einer etwas nähern Beschreibung.

Noicarmes war bereits hoch in den sechsziger Jahren, und seine äußere Erscheinung gehörte zu denjenigen, wie man sie im Leben am häufigsten anzutreffen pflegt. Sie bot weder etwas Anziehendes noch Abstoßendes oder Auffallendes. Auch alles Uebrige, was man mit dem Auge an ihm wahrnehmen konnte, entsprach dieser äußern Ankündigung vollkommen. Seine Kleidung war schlicht, einfach, ohne hervorstechende Sauberkeit — doch auch ohne merkliche Vernachlässigung. Nur in seiner häuslichen Umgebung herrschte eine weit eingerissene,

totale Nonchalance, die er jedoch durch die Gewohnheit liebgewonnen zu haben schien. —

Dagegen bot der innere Charakter Noicarmes', im schroffen Gegensatze zu seinem äußern Wesen, eine außerordentliche Menge scharf gezeichneter Züge dar. Er gehörte zu denjenigen Charakteren, wie sie besonders cholerischen Temperamenten eigen zu sein pflegen — Charaktere, welche gleichsam ihr ganzes Leben hindurch sich nur auf den Höhepunkten der Tugenden und Leidenschaften bewegen und ununterbrochen von Extremen zu Extremen überspringen. — Und so fand man denn in ihm die hervorstechendste Heterogenität vereinigt. Während er in einem Augenblicke die Liebe und Güte selbst war, konnte man ihn im nächsten Moment von Gift und Galle überschäumen sehen; und während er hier eine an Verschwendung grenzende Freigebigkeit übte, sah man ihn an einem andern Orte dem ausgesuchtesten Geize huldigen. —

Anders verhielt es sich jedoch mit der geistigen Thätigkeit Roicarmes'. Zwar näherte er sich auch hierin den Extremen; allein er beobachtete dabei eine fast beispiellose, unerschütterliche Consequenz. — Als er Jurist war, gehörte er diesem Berufe mit Leib und Seele an, und seine in der That eminenten Fähigkeiten, erwarben ihm vor hundert Andern, Begünstigtern seines Faches, Ruf und Bewunderung. — Er entsagte seinem Stande, in welchem er Ruhm und Reichthum geerndtet, und ging in's Ausland, um das Feld der Wissenschaften anzubauen. Und seine Leistungen erwarben ihm die Anerkennung von Nationen. — Jetzt war er nun Politiker geworden; und seine Worte galten in der öffentlichen Meinung als ein Orakel. — Dabei war er von grader, unbestechlicher Denkungsweise — von ehrenfesten Grundsätzen — voll aufopfernden Enthusiasmus, wo es der neuen Glaubenslehre, welcher er angehörte, oder dem allgemeinen Wohle galt — und voll glü-

henden Patriotismus bei Verfechtung des Rechts, der Freiheit und Unabhängigkeit. —

Doch ich kehre nun wieder zum eigentlichern Gegenstande des gegenwärtigen Kapitels zurück. —

Es war früher Morgen. Die Sonne war eben aufgegangen. Ihre Strahlen fielen schräg durch die kleinen, runden Scheiben der hohen, gothischen Fensterwölbungen und brachen sich in buntem Farbenschimmer an dem verschossenen Teppich des weiten, einsamen Saales.

An einem umfangreichen ovalrunden, eichenen Tische, auf welchem Bücher, Aktenstücke und Pergamentrollen mit großen daran herabhängenden Siegeln, in Unordnung umherlagen, saß Noicarmes, in einen dicken Folianten vertieft, in welchen er hin und wieder Bemerkungen nieder zu schreiben schien.

Nachdem er so etwa eine halbe Stunde ununterbrochen beschäftigt gewesen, schlug er das Buch zusammen, sah nach der Uhr, trat

demnächst, als ob er Jemand erwarte, an's Fenster und brummte, unter ungeduldigem Kopfschütteln, einige unverständliche Worte vor sich hin. Wenige Minuten darauf ließen sich, vom Flur her, Tritte vernehmen. Die Thür öffnete sich und herein trat mit edler, fast stolzer Haltung, ein schlicht gekleideter Mann von mittelmäßiger Statur, etwa in den dreißiger Jahren, und von feinen, lebhaften Gesichtzügen.

Es war Wilhelm, Prinz von Oranien.

— „Guten Morgen, mein Freund Noicarmes!“

Der Angeredete ging dem Eintretenden sichtbar erfreut entgegen, und indem er mit unverkennbaren Zeichen der Ehrfurcht die ihm dargebotene Hand annahm, erwiederte er:

— „Mein Prinz, ich schätze mich glücklich Euch willkommen zu heißen.“

— „Ich danke Euch von ganzem Herzen,“ entgegnete Oranien mit der ihm natürlichen, ge-

winnenden Leutseligkeit. „Ich sehe, daß es auch bei Euch früh Tag geworden," fuhr er darauf fort, indem er auf die Bücher und Aktenstücke wies, welche auf dem Tische umherlagen.

— „Arbeit, mein Prinz, giebt's in den jetzigen Zeiten vollauf, und der redliche Mann leistet redlich was er kann . . ." sprach Noicarmes. „Möge der Himmel nur baldigen, erwünschten Lohn senden!" setzte er dann mit einem unterdrückten Seufzer hinzu.

— „Werdet nicht ungeduldig und unverdrossen, mein guter Freund," entgegnete Oranien voll überzeugenden, zuversichtlichen Tones, indem er die rechte Hand traulich auf Noicarmes' Schulter legte. „Jede Saat bringt ihre Erndte, und späte Erndte bringt desto reifere Früchte."

— „Ihr seid immer so voller Hoffnung, so voller Trost und Zuversicht, mein Prinz . . . Fast konnte ich Euch darum beneiden."

— „Und warum sollte ich's nicht sein, mein Freund? Ich bin's, so lange ich lebe;

denn so lange ich lebe, gebe ich Nichts verloren, als das, was das Grab bedeckt. Und glaubt mir, Freund, der Mensch mit all' seinem Wollen und Wünschen ist nie verloren, wenn er nicht selber sich verloren giebt. — Lassen wir das. Noicarmes, ich möchte gern wieder einmal ein Stündchen mit Euch verplaudern . . . Ueber so Manches möchte ich Eure Meinung wissen . . . Allein die Zeit ist Einem heut zu Tage so verteufelt karg zugemessen, daß man noch knapp die Aussicht behält, dereinst ein ruhig Stündchen zum Sterben zu erübrigen. — Doch für jetzt, mein Freund, wißt ihr, was mich zu Euch führt."

— „Ihr habt es vorgezogen, mein Prinz, um so Kleines den weiten Weg zu machen," entgegnete Noicarmes bescheiden.

— „Ihr wißt, ich vermeide es einmal gern, durch Briefe zu verhandeln, was sich mit wenigen Meilen Weges und einem Paar kurzen Worten abthun läßt. — Also, um auf unsere

Sache zu kommen, wie gefällt Euch der Pater Belasius? —"

— „Jedenfalls ist er ein grundgelehrter Mann."

— „Und ein kluger, schlauer Kopf."

— „Das giebt einen Grund mehr, mein Prinz, in so bedenklichen Zeiten desto bedenklicher zu sein."

— „Seid darüber ohne Sorgen. Der Mann hat unter meinen Augen mehr als Eine Probe redlich bestanden."

— „Dann bin ich beruhigt."

— „Er kann des Kardinals gefährlichster Feind werden, wenn man ihn weise zu situiren sucht."

— „Ich werde das meinige thun, mein Prinz.

— „Noch Eins . . . Doch die Zeitung wird Euch vielleicht etwas spät kommen: Graf Egmont hat zugesagt, nach Spanien zu gehen."

— „Mein Freund Brederode, mein Prinz, hat es mich gestern Früh wissen lassen.“

— „Und was meint Ihr dazu?“

— „Ich hoffe, daß wir einen bessern Anwalt nicht hätten finden können.“

— „Dagegen ließe sich Manches einwenden. Ich glaube — unter uns gesagt — Egmont richtet Viel aus, oder Nichts. — Indeß . . . ich bin mit der Wahl zufrieden.“

— „Gebe der Himmel Glück dazu.“

— „Ich sage Amen. — Nun, mein Freund, lebt wohl, und lasset bald was von Euch hören.“

— „Eine glückliche Reise, mein Prinz! Sobald Hoornstraten zurück gekehrt, werde ich Euch wissen lassen, was er ausgerichtet.

— „Lebt wohl!“

— „Geleit' Euch Gott!“

Fünftes Kapitel.

Die Versammlung. — Die Botschaft. — Der Beschluß. — Nähere Aufschlüsse über Pater Belasius. — Absicht auf einen neuen Plan. —

„Das ist ein Herr —“ sprach Noicarmes zu sich selbst, nachdem er den Prinzen bis zur Hausthür begleitet hatte und wieder in den Saal zurück gekehrt war, „das ist ein Herr, den der Himmel uns lange erhalten möge! —“ So lange der lebt, ist unsere Sache nicht verloren. Und stirbt er — so sehe ich's im Geiste vor mir — stirbt er, dann hat er entweder schon gesiegt, oder er ist im Kampfe gefallen . . . wenn nicht, was Gott verhüten wolle, Schlim-

meres geschah," setzte er, wie von einer trüben Ahnung ergriffen, mit prophetischem Geiste traurig hinzu. — Und wie er über Egmont sprach, daß es mir tief im Herzen, wie mein eigener Gedanke wiederhallte, dem ich nicht Worte geben wollte, um ihn nicht zu beunruhigen. — Ja, Oranien, Du siehst tief und scharf: Viel oder Nichts wird Egmont ausrichten — wenn uns Hoornstraten nicht zu Hülfe kommen sollte. — "

Hier machte er, in Nachdenken versunken, einige Gänge durch den Saal. Dann öffnete er ein Fenster; blickte auf einen, an der äußern Wölbung desselben befindlichen Sonnenzeiger und sprach in ungeduldigem Tone:

„Die Herren bleiben lange . . . Es ist sechs Uhr vorbei und noch Niemand läßt sich sehen . . . Auch Hoornstraten könnte schon wieder zurück sein . . . "

. . Ein Geräusch auf dem Hausflur unterbrach hier sein Selbstgespräch. Tritte und Män-

nerstimmen näherten sich dem Saale und es traten bald fünf oder sechs Personen von empfehlendem, würdigem Aeußern ein, welche Noicarmes wie vertraute Bekannte empfing, deren Ankunft er erwartet habe. —

Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, und die Angekommenen, ohne viele Umstände zu machen, wie eine kleine Versammlung, welcher Noicarmes zu präsidiren schien, um den Tisch herum Platz genommen hatten, begann der Letztere:

— „Nun, Ihr Herren, das Neueste, was ich Euch zu sagen habe, ist, daß Egmont zugesagt hat, nach Spanien zu gehen.“

— „Eine willkommene Botschaft,“ sprach einer der Anwesenden, ein Herr Garve.

— „Möge sie unserer Sache eine glückliche Vorbedeutung sein,“ bemerkte ein kleiner, schmächtiger Mann, mit scharf markirten Zügen, Namens van der Hopperfuhl.

— „Ich meine, Ihr Herren, daß wir dadurch schon Viel gewonnen haben," versetzte ein korpulenter, gutherziger Alter, der mit „Master Whilling" angeredet wurde.

— „Wohlgesprochen!" ließ sich eine tiefe Baßstimme am untern Ende des Tisches vernehmen, die einem hagern, bisher sehr wortkargen Manne angehörte.

— „Nehmt mir's nicht für ungut, Ihr Herren," nahm jetzt Der, welcher Noicarmes am nächsten saß, ein Herr Stranda, ein Mann mit kleinen lebhaften Augen und fast ganz weißem Haupte, das Wort, „nehmt mir's nicht für ungut, wenn ich frei meine ehrliche Meinung sage. — Egmont ist ein braver, tüchtiger Herr. Ich habe alle Achtung vor ihm, und wer die nicht vor ihm hat, ist nicht mein Freund. Dennoch halte ich gerade ihn am wenigsten tauglich zu dieser Gesandtschaft. — Möge meine Prophezeihung nicht eintreffen . . . Aber ich glaube, er geht umsonst. Und ist das nicht,

bringt er eine scheinbar günstige Antwort zurück, so wird sie für unsere gute Sache von keinem Nutzen sein — sie wird einer Frucht ohne Kern gleichen — einer leeren Hülse, weiter nichts. Versprechungen und wieder Versprechungen und abermals Versprechungen, die nie zur That werden. Glaubt mir, so wird es sein, wenn's hoch kommt. Ich kenne den Zweiten Philipp, sammt seiner gottvergessenen Politik und seinem falschen, heuchlerischen Herzen."

— „Ihr mögt, Freund Stranda," entgegnete Noicarmes, „Ihr mögt in manchen Stücken nicht ganz unrecht haben, wiewohl Ihr, nach meinem Dafürhalten, doch Vieles übertreibt. Freilich ließe sich über die Sendung Egmont's Manches sagen. Allein ihr habt außer Acht gelassen, daß er, wie ich von der Vermittelung Hoornstraten's hoffe, nicht blos als Bittender vor Philipp erscheinen wird. Es möchte sich vielmehr wohl treffen, daß er mehr als ein An-

kläger des Kardinals gesendet werden dürfte . . . Ihr werdet mich verstehen."

— „Gebe der Himmel, daß Alles nach Euren wohlgemeinten Wünschen gehe, die, wie Ihr wißt, auch die unsrigen sind."

— „Das sei zu einer guten Stunde gesagt."

Noicarmes hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thür sich öffnete und van der Hoornstraten eintrat. Er war in Reisekleidern und trug die Spuren eines weiten, schnell zurückgelegten Weges an sich.

— „Nichts für ungut, Ihr Herren," redete er, nach einem ihm von Allen gewordenen herzlichen Willkommen, die Anwesenden an, indem er sich einen Stuhl zurecht rückte und mit den Anzeichen großer Ermüdung sich darauf niederließ, „nichts für ungut, daß ich mit bestaubten Stiefeln unter Euch trete."

— „Lasset das Eure geringste Sorge sein, mein würdiger Freund," entgegnete Noicarmes,

und setzte dann lächelnd hinzu, indem er auf die staubbedeckten Möbelstücke des Saales wies: „Ihr seht, ich nehme es in meinen vier Pfählen nicht so genau damit."

— „Das Gold bleibt Gold, auch wenn es in einer schmutzigen Börse steckt," bemerkte ein Herr Schulwater, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

— „Nun laßt hören, mein ehrenwerther Freund," nahm Noicarmes, sich an van der Hoornstraten wendend, wieder das Wort, „was Ihr mit Eurer Reise ausgerichtet: Ich hoffe, der hochmüthige Knabe St. Truyen hat sich diesmal finden lassen?"

— „Leider kann ich Euch das weder bejahen, noch verneinen, mein theurer Freund," entgegnete van der Hoornstraten. „Ich will Euch mit kurzen Worten sagen, wie ich ihn gefunden, auf den wir für unsere Sache einige Hoffnung setzten, und gebt dann Euren Rath, was zu thun."

— „Sprecht!“

Van der Hoornstraten erzählte nun in der Kürze das Wesentliche seiner am vergangenen Abend mit St. Truyen zu Brüssel gehabten Unterredung, und theilte zum Schlusse das Schreiben des Letztern mit, welches er, bereits auf dem Rückwege nach Mecheln begriffen, durch einen reitenden Boten von St. Truyen empfangen hatte und worin derselbe, zur Abgabe seiner Erklärung, um eine vier und zwanzig stündige Frist bat.

Nachdem das Schreiben unter den Anwesenden von Hand zu Hand gegangen war, sprach van der Hoornstraten:

— „Ihr wißt nun, Ihr Herren, wie die Sachen stehen. Beschließt nun, was Euch gut dünkt.“

— „Meine Meinung ist,“ nahm Noicarmes das Wort, „daß wir ihm die Frist bewilligen. Es scheint ihm diesmal ernst zu sein, und es steht uns daher zu, Nichts zu übereilen.“

— „Wenn anders die Umstände uns nicht zur Eile treiben;“ bemerkte van der Hopperfuhl.

— „Was ich nicht einsehen kann,“ entgegnete van der Hoornstraten. „Denn noch zehn Tage bleiben uns, bis Egmont seine Reise antritt.“

— „Auch habe ich, wenn Alles fehl schlägt, noch einen besondern Plan, Ihr Herren, der uns vielleicht auf der andern Seite das ersetzt, was wir hier zu verlieren fürchten.“

— „Laßt hören!“

— „Ihr kennt bereits den Pater Belasius, den uns unser Freund Brederode zugeschickt.“

— „Ein unterrichteter Mann scheint mir's zu sein, versetzte van der Hopperfuhl.“

— „Und ein kluger Kopf,“ pflichtete ein Anderer bei.

— „Doch was ist mit ihm?“ fragte van der Hoornstraten. „Mich dünkt, daß er unserer Sache noch fremd sein dürfte.“

— „Wohl ist er es noch in diesem Augenblicke," entgegnete Noicarmes, „doch können wir ihn von heute an, als den Unsrigen betrachten.

— „Wie ist das gekommen?"

— „Ihr wißt, Brederode schickte ihn mir zu, als einen unzufriedenen Priester, welcher durch die fluchenswerthen Neuerungen des Kardinals, mit seinem halben Amte sein halbes Brod verloren und der sich nun im Geheimen, wie so Viele seines Gleichen, zur Gegenparthei bekennt. — Unser Freund meinte, daß der Pater, als Beichtvater der Statthalterin und selbst beim Kardinal noch in Geltung stehend, uns gute Dienste leisten könne, und bezog sich, hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieses Mannes auf Oranien."

— „Eine ehrenwerthe Empfehlung," bemerkte Herr Schulwater, mit beifälligem Kopfnicken.

— „Bei meiner ersten Unterredung mit dem Pater," fuhr Noicarmes fort, „fand ich in ihm einen grundgelehrten und wohlunterrichteten Mann, der, wiewohl nur aus Haß gegen den Kardinal, doch mit blindem Eifer unserer Sache zu dienen bereit ist. Ich wandte mich daher an den Prinzen und fragte ihn um seine Meinung."

— „Nun?"

— „Ihr wißt, daß Oranien, so lange er noch im Staatsrathe sitzt, in solchen Sachen nichts Schriftliches von sich giebt."

— „Ja, er ist in Allem ein vorsichtiger, weiser Herr," sagte van der Hopperfuhl, um den Sprechenden nicht zu stören, halblaut zu seinen Nachbaren.

— „Er ließ mir daher sagen, daß er mir das, was ich über den Pater Belasius zu wissen verlange, mündlich kund thun werde. — Vor einer Stunde war nun der gute Herr sel-

der bei mir, und der Pater ist von ihm als zuverlässig legitimirt."

— „Mehr kann man billigerweise nicht verlangen," sagte Herr Garve.

— „Ich wüßte auch nicht, daß Oranien sich je in seinem Manne getäuscht hätte," pflichtete ein Anderer bei.

— „Ihr seht also," sprach Noicarmes weiter, „daß wir in diesem Pater einen Mann gefunden, auf den sich, ohne zum Aeußersten zu greifen, wohl noch ein Plan bauen läßt, wenn die versprochene Erklärung des hochmüthigen Geheimschreibers unserer Sache nicht frommen sollte; und daß wir daher die verlangte kurze Frist wohl abwarten können."

Nachdem der größere Theil der Anwesenden sich mit dieser Ansicht Noicarmes' einverstanden erklärt hatte, verabschiedeten sie sich von demselben und verließen unter Versprechen baldigen Wiedersehens den Saal.

empfinde. Aber wir müssen das als ein nothwendiges Uebel betrachten und bei allem dem noch wohl zufrieden sein, es nicht mit Leuten zu thun zu haben, die weniger gutmüthig sind, und welche, voll Geiz, Dünkel und Mißtrauen, bei jedem Heller, den sie dem allgemeinen Wohle opfern, erst um die Früchte, die er tragen soll, wie um den Gewinn einer elenden Waare zu feilschen pflegen."

— „Ich gebe Euch vollkommen Recht. Es ist, wie Ihr sagt, ein unabweisliches Uebel, und wir müssen es hinnehmen, wie eine bittere, aber heilsame Arznei, gegen eine schlimme, gefährliche Krankheit."

— „Ihr sprecht mir aus der Seele," entgegnete Noicarmes, beifällig.

— „Doch jetzt von etwas Anderem," fuhr van der Hoornstraten nach einer Pause fort. „Sagt mir, edler Freund, was gedenkt Ihr zu thun, Falls St. Truyen eine abschlägliche Erklärung giebt? Sprecht unverholen."

Van der Hoornstraten war indeß noch zurück geblieben. Derselbe hatte in Gegenwart der Versammlung, mit Ausnahme dessen, was den Bericht über seine Unterredung mit St. Truyen betraf, eine bemerkbare Zurückhaltung beobachtet, während sich seiner zugleich eine tiefe Verdrossenheit bemächtigt zu haben schien.

— „Was ist Euch, Hoornstraten?" fragte Noicarmes, die Mißstimmung seines Freundes bemerkend.

— „Ihr wißt," entgegnete derselbe, indem er auf die Thür blickte, durch welche die Verschworenen sich entfernt hatten, mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Lächeln, „Ihr wißt, Noicarmes, daß der bloße Anblick dieser Leute vom Seckel, welche die Politik nach Maaß und Gewicht und Patriotismus nach der Elle messen, mir immer Migräne macht."

— „Ich kann Euch das nicht verargen, und glaubt mir, daß ich die Wahrheit Eurer Abneigung gegen diese Menschen, selber tief

— „Vor Allem würde ich das Aeußerste vermeiden - wenigstens so lange, als es sich vermeiden läßt.“

— „Dann müßtet Ihr also einen Mittelweg wählen, oder in Unthätigkeit verharren.“

— „Keins von Beiden.“

— „Sprecht Euch näher aus.“

— „Ihr werdet mir wohl zugeben müssen, daß nach dem, was Ihr St. Truyen rücksichtlich seiner persönlichen Verhältnisse mitgetheilt habt, wir von seiner Seite Nichts zu fürchten haben dürften.“

— „Das mag sein.“

— „Da wir also von dieser Seite gesichert sind, so erhalten wir dadurch, bei Anlegung eines neuen Planes, desto freiern Spielraum; denn auf Angelegenheiten, welche vor Allem Vorsicht und Behutsamkeit erfordern, ist Nichts von so großer Rückwirkung, als die Furcht.“

— „Auch darin mögt Ihr Recht haben.“

— „Von welcher Art,“ fuhr Noicarmes weiter fort, „von welcher Art der Plan nun sein wird, welcher, wie ich beabsichtige, uns auf verdecktem Wege dahin führen soll, wohin Ihr, trotz aller Aufopferung, auf offenem Wege nicht gelangen konntet, darüber bin ich mit mir selbst noch uneins. Allein darin bin ich bereits im Klaren, daß der Pater Belasius das Werkzeug sein soll, dessen ich mich bei diesem neuen Unternehmen zu bedienen gedenke. Der Pater ist ein schlauer, wohlunterrichteter und vielversprechender Kopf. Ich werde ihn noch heute sprechen und ausforschen, in wie weit er meinen Anforderungen entspricht oder nicht. Demnächst werde ich bis dahin, wo wir die Erklärung St. Truyen's zu erhalten gedenken, über die Sache selbst noch näher mit mir zu Rathe gehen und Euch dann das Weitere zur gemeinschaftlichen Begutachtung mittheilen, Falls die Ausführung überhaupt noch erforderlich werden sollte.“

— „Roicarmes,“ sprach van der Hoornstraten, indem er aufstand und seinem Freunde die Hand reichte, „wir sind einverstanden. Thut mit dem Pater, wie es Euch gut dünkt und seid meines Beistandes versichert, wenn Ihr dessen bedürfen solltet.“

Und somit schieden sie.

Sechstes Kapitel.

Der Entschluß. — Der Plan. — Pater Belasius. — Eine Entdeckung. - Der Auftrag. —

Am Morgen des folgenden Tages nach der im Hause Noicarmes' stattgehabten Zusammenkunft, war die versprochene Erklärung St. Truyen's eingegangen.

Die Entscheidung des Geheimschreibers war anders ausgefallen, als man, nach der Unpartheilichkeit seiner deshalb gefaßten Vorsätze, zu hoffen berechtigt gewesen wäre. Das Gefühl der Macht — die Lockungen des Ehrgeizes — das Bewußtsein der festen Zuneigung des Kardinals, hatten schnell die Pflicht der

Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Beschützer und Wohlthäter aufgewogen und über die Furcht gesiegt, welche die Unterredung mit demselben im ersten Augenblicke in ihm erweckt hatte. — Vor Allem war es aber wohl noch ein besonderer Umstand, welcher auf die Art seines Entschlusses einen bedeutenden Einfluß gehabt, und den der Leser bald kennen lernen wird.

Als Noicarmes die an van der Hoornstraten gerichtete und von diesem ihm überschickte Erklärung St. Truyen's empfangen, dessen Inhalt mit kurzen Worten dahin lautete, daß er jede Theilnahme an einem Unternehmen gegen den Kardinal entschieden ablehne, dagegen aber hinsichtlich seiner Wissenschaft von den Schritten der Anti-Ultramontaner-Parthei, das unverbrüchlichste Schweigen angelobe, hatte er den Pater Belasius zu sich beschieden und denselben zur Theilnahme an einem Plane aufgefordert, welcher die Verfolgung desselben Unternehmens, aber in einer andern Weise, zum Gegen-

stande hatte, woran die Bemühungen van der Hoornstraten's eben gescheitert waren. —

— „Erlaubt mir," nahm der Pater das Wort, als Noicarmes mit der Auseinandersetzung seines Planes zu Ende war, „erlaubt mir, daß ich Euch kurz meine Meinung sage. Ich bin gern bereit, Euch und Eurer Sache zu dienen. Allein Ihr müßt mir gestatten, es unumschränkt und nach meiner eigenen Weise zu thun. Hört mich also an. — Euer Plan ist unstreitig gut erfunden, bedächtig überlegt, und verspricht wohl einigen Erfolg. Aber Eins ist daran zu tadeln — und dieses Eine ist gerade etwas sehr Wesentliches. Viele Umstände nämlich, auf welche sich seine Ausführung stützen soll, sind zu mannigfach den Zufällen überlassen. Ihr werdet mir hierin nicht Unrecht geben können, wenn Ihr die Sache mit unpartheiischem Blicke betrachtet. Nehmt daher einen Vorschlag an, wie Ihr durch mich sicherer zum Ziele gelangen könnt."

— „Sprecht!“

— „Es giebt ein Mittel, welches, in jetzigen Zeiten, unter allen Umständen und so weit das Scepter Philipp's reicht, niemals sein Ziel verfehlt — weil eben schon auf den bescheidensten Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, der Scheiterhaufen steht.“

— „Was meint Ihr damit?“

— „Ich meine: den wahren Glauben — die alleinseligmachende Kirche — die Unfehlbarkeit des Papstes . . . Nennt es, wie Ihr wollt.“

— „Ich verstehe Euch.“

— „Erlaubt, Ihr versteht mich noch nicht, weil Ihr es noch nicht könnt.“

— „Ihr deutet auf den Glauben des Geheimschreibers hin . . . Was wäre es sonst wohl Anders?“

— „Ihr habt Recht und auch wieder nicht. Die Sache hat ihre verschiedenen Seiten,“ versetzte der Pater mit schlauem Blinzeln.

— „So erklärt mir.“

— „Gut. Ihr seht in St. Truyen den Protestanten?“

— „Was sonst?“

— „Und wähnt, eine Verfolgung des Ketzers wäre der kürzeste, sicherste Prozeß . . .“

— „Wie denn?“

— „Ihr irrt Euch. Unser Mann ist seit Monaten ein guter, frommer Katholik,“ entgegnete der Priester, während ein triumphirendes Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

— „Unglaublich!“ rief Noicarmes, mehr bestürzt, als überrascht aus.

— „Und doch vollkommen wahr,“ erwiederte Jener und setzte dann mit listiger Miene hinzu: „er hat bei mir die erste Messe gehört, und ist aus purem kindlichen Vertrauen, mein Beichtiger geworden.“

Der Pater schwieg. Noicarmes entgegnete Nichts, sondern schritt in großer Aufregung den

Saal auf und nieder. Nach einigen Minuten blieb er vor dem Priester stehen und sprach:

— „Ich weiß nun genug. Ihr kennt den Zweck und habt die Mittel. Thut damit, wie Euch gut dünkt, und ich bin zufrieden."

— „Verlaßt Euch auf mich."

— „Noch Eins! Wann kehrt Ihr nach Brüssel zurück?"

— „Die Zeit, welche mir zu meiner Reise vergönnt war, ist abgelaufen. Morgen muß ich zurück sein; doch möglich, daß ich's schon heute sein werde."

— „So geht denn mit Gott."

— „Lebt wohl!"

Der Pater ging. —

Siebentes Kapitel.

Die Reise. — Der Unfall. — Die Begegnung eines Bekannten. — Eine werthvolle Mittheilung. — Der Beschluß. —

Am Abende desselben Tages, als die Sonne sich zum Untergange neigte, sah man auf dem Wege von Löven nach Brüssel, welches auch zugleich die Straße von Mecheln ist, ein kleines, ärmliches Fuhrwerk, sich langsam und mühselig der etwa noch eine halbe Stunde entfernten Hauptstadt zu bewegen. Der Führer desselben, ein breitschulteriger hoch aufgeschossener Bauer, ging, seine Pfeife rauchend, gemächlich neben dem Einen, außerordentlich magern Pferde her, welches

die ganze Bespannung ausmachte, während auf dem Wagen selbst, in einem aus Stricken und Brettern sehr erfinderisch zusammengefügten Sitze, sich ein kleiner, etwas korpulenter Mann befand, dessen schwarze Tracht ihn als einen Diener der Kirche bezeichnete.

Es war Pater Belasius. —

Da wir es von jetzt ab mit diesem Geistlichen öfters zu thun haben werden, indem er einer von denjenigen Personen ist, welche auf das Schicksal St. Truyen's den bedeutendsten Einfluß ausüben, so dürfte eine kurze, nähere Beschreibung desselben, hier nicht überflüssig sein. —

Pater Belasius war ein Mann von dem feinsten Blicke nicht nur für das, was seinen heiligen Stand berührte, sondern auch für Alles, was zur weltlichen Auszeichnung und Erwägung gehörte. — Als jüngster Sohn eines Brabanter Bürgers, war er durch die Fürsorge eines ihm verwandten Ordensgeistlichen, schon

frühzeitig zu seinem nachmaligen Berufe vorbereitet worden. — Wenige Jahre nachdem der Pater die priesterliche Weihe empfangen hatte, verschafften ihm seine außerordentlichen Kenntnisse in fast allen Wissenschaften, so wie sein überaus kluges und geistreiches Wesen, einen Ruf nach Brüssel, wo er später, als Beichtvater der Statthalterin und des allgewaltigen Kardinals Granvella, bald zu einer der einträglichsten Pfründen und zu einem gewissen Ansehen gelangte, welches er, durch die nahe Umgebung von Rang und Macht, nach und nach immer mehr zu erhöhen und zu befestigen, nicht ohne Erfolg bemüht gewesen war. —

Allein, so wie sich in der despotischen Verwaltungsweise Granvella's die einzige Tugend bemerkbar machte, daß er, trotz aller seiner Tyrannei, sich nur sehr selten einer Partheilichkeit, ja eher hundert der schreiendsten Ungerechtigkeiten im Allgemeinen, als einer einzigen persönlichen Rücksicht erlaubte, so hatte nun

auch den, sogar bei ihm selbst in besonderer Gunst stehenden Pater, das Schicksal getroffen, welches tausend andere seines Standes zugleich mit ihm theilhaftig geworden. Er hatte bei der allgemeinen Umwälzung, welche Granvella in das Niederländische Kirchenwesen gebracht, die Hälfte seiner Pfründe, und somit die Hälfte seines Einkommens und Einflusses verloren. —

Der Pater war indeß zu klug, um, wie viele Andere seines Gleichen, laut um Rache zu schreien und so noch den letzten Rest seiner Habe auf's Spiel zu setzen. — Er begnügte sich vielmehr damit, das Feuer seines Rachegefühls im Geheimen und unmittelbar wirken zu lassen, um so, ohne sich einer Gefahr blos zu stellen, seinem Feinde desto verderblicher werden zu können, — wozu ihm die verschiedenen, zur Zeit bestandenen Verbindungen der Anti-Ultramontaner, reiche Gelegenheit boten. —

Nach seinem Aeußern war der Pater klein, korpulent und etwa funfzig Jahre alt. Er hatte

ein hübsches, einnehmendes Ansehen: ein run-
des, volles, blühendes Gesicht mit angenehmen
Zügen, schönen Zähnen und kleinen, schlauen
Augen. In seiner Kleidung war er sorgfältig
und in der Wäsche außerordentlich sauber. —
Sein Benehmen richtete sich immer nach dem sei-
ner Umgebung. So war er mit dem Vornehmen
vornehm; mit dem Stolzen stolz; mit dem Ge-
fälligen gefällig. Nur dem niedrig Stehenden
gegenüber, machte er hierin eine Ausnahme. In
solchem Falle war er immer Priester, und zwar
mit allen Verderblichkeiten und allen Leiden-
schaften seines mißbrauchten heiligen Stan-
des. —

— „Steig' nur wieder herauf, mein Sohn!"
rief der Mann Gottes vom Wagen herab, sei-
nem mühsam fortschreitenden Fuhrherrn zu.
„Das Pferd geht d'rum nicht geschwinder, wenn
Du auch zu Fuße gehst. Steig' herauf, mein
Sohn, und mache, daß wir die Paar Schritte
Weges hinter uns kriegen."

Der also Angeredete that, wie ihm geheißen war. Allein kaum hatte er einen Fuß auf die Achse des Wagens gesetzt, um sich auf sein Gesäß emporzuarbeiten, als dieselbe, zum äußersten Schrecken des frommen Reisenden, knisternd abbrach, und das Fuhrwerk hülflos in den Sand stürzte.

— „Andreas, mein Sohn, es hätte uns, ohne den göttlichen Beistand übel ergehen können," sprach der Geistliche zu dem verunglückten Fuhrherrn, indem er nicht ohne einige Beschwerlichkeit sich von seinem Sitze erhob und langsam vom Wagen stieg. „Bei all' dem ist es aber doch immer noch eine herbe Versuchung, mein Sohn; denn ich muß nun den weiten Weg zu Fuß machen, und Du mußt sehen, wie Du mit dem heimgesuchten Fuhrwerk fortkommst. Eine traurige Schickung, das. Aber trage es geduldig, mein Sohn, und behüte Dich Gott!"

Mit diesen trostreichen Worten, nahm der fromme Mann seinen Stab zur Hand und schritt, so gut es seine zu Fußreisen wenig geeignete Korpulenz gestatten wollte, langsam und in sich gekehrt fort, bis er seitwärts vom Wege, über einen Fußpfad, einen Mann daher kommen sah, bei dessen Anblick seine Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu nehmen schienen. Er blieb stehen und wartete die Annäherung des ihm von Person nicht unbekannten, im Dienste St. Truyen's stehenden Mannes ab.

Als derselbe endlich herangekommen war und den ihm ebenfalls nicht unbekannten Geistlichen, dessen Reise-Unfall er aus der Ferne wahrgenommen, mit dem üblichen Gruße eines gut katholischen Christen angeredet hatte, waren Beide unter unbedeutenden, gleichgültigen Gesprächen mit einander fortgegangen, bis der Pater, durch einige hingeworfene Aeußerungen seines Begleiters aufmerksam gemacht, an der bisher ziemlich theilnahmlos geführten Unter-

redung, plötzlich ein größeres Interesse zu nehmen begann.

— „Wem, sagt Ihr, gehört die Besitzung, von der Ihr herkommt?“ nahm der Pater im Verlaufe des Gespräches das Wort.

— „Das ist es ja eben, was ich nicht habe auskundschaften können und was mein Herr just zu wissen begehrt, ehrwürdiger Herr.“

— „Ihr meint doch dort, das hohe, alte Gehöft, mitten in den Gebüschen und rings von einer Mauer eingeschlossen?“ fragte der Geistliche, indem er mit seinem Stocke auf eine seitwärts von der Staße liegende Besitzung wies.

— „Ganz recht, ehrwürdiger Vater,“ versetzte Jener.

— „Und Ihr habt nicht herausbringen können, wem das Gehöft gehört?“

— „Versteht mich nur recht, mein Vater. Derjenige, der es bewohnt, giebt sich zwar für den Besitzer aus; aber darin liegt es eben, was nicht so ist, wie es sein soll.“

— „Aber was kann Eurem Herrn daran liegen, ob das der rechte Besitzer ist oder nicht?“ fragte der Pater, mit einem lauernden Blicke auf seinen Begleiter.

— „Was ihm daran liegen kann? Viel, sehr Viel — Alles liegt ihm daran.“

— „Ich verstehe Euch nicht,“ versetzte der Geistliche mit erkünstelter Ignoranz.

— „Nun, ehrwürdiger Vater, ich will Euch reinen Wein einschenken. Ich kenne nur den Auftrag meines Herrn, der aber nicht direkt von meinem Herrn kommt, sondern mir von einem Andern aufgetragen worden, der die Zeit, unter uns gesagt, zu seinem eigenen Vortheil zu verbrauchen gesonnen ist. Also ich kenne eigentlich nur den Auftrag meines Auftraggebers, welcher darin besteht: auszukundschaften, wer der eigentliche Besitzer jenes Hauses ist. Nun habe ich mir aber nebenher noch sagen lassen, warum mein Herr das wissen will.“

— „Nun?“

— „Weil der eigentliche Besitzer auch der Vater einer Tochter ist, die dort in jenem Gehöfte ihre Wohnzimmer haben soll. Also in der Tochter, versteht Ihr, ehrwürdiger Vater, in der Tochter sage ich Euch, liegt eben das: warum mein Herr das wissen will.“

— „Und was habt Ihr nun in der Sache herausgebracht?“

— „Was? Leider nicht viel mehr, als was mein Herr schon weiß; nämlich, daß der Besitzer, der sich für den Besitzer ausgiebt und das Haus bewohnt, muthmaßlicherweise nicht der Besitzer, also auch nicht der Vater jener Tochter ist.“

— „Aber wenn Eurem Herrn überhaupt daran liegt, zu erfahren, wer der Vater jenes Mädchens ist, so stehen ihm doch andere Wege offen ...“ bemerkte der Pater mit schlauem Blinzeln.

— „Darin, ehrwürdiger Vater, liegt es ja eben. Mein Herr will die offenen Wege nicht. Nun, Ihr versteht mich schon.“

Hiermit hatten die Dahingehenden das Ziel ihrer Wanderung — das Thor der Hauptstadt erreicht.

Sie trennten sich.

Und als Jener sich entfernt hatte, blickte der Priester ihm so lange nach, bis er ihn aus dem Gesicht verloren hatte. Dann wandte er sich rasch um, rieb sich vergnügt die Hände und sprach halblaut, indem er arglistig in sich hinein lachte:

„Kardinal — wir werden Rechnung halten! — “

Zweites Buch.

Hiermit hatten die Dahingehenden das Ziel ihrer Wanderung — das Thor der Hauptstadt erreicht.

Sie trennten sich.

Und als Jener sich entfernt hatte, blickte der Priester ihm so lange nach, bis er ihn aus dem Gesicht verloren hatte. Dann wandte er sich [illegible] rieb sich vergnügt die Hände und sprach halblaut, indem er arglistig in sich hinein lachte:

„Kardinal, — wir werden Rechnung halten! —

Erstes Kapitel.

Ein Besuch. — Die Entdeckung. — Erfolg. — Ein großer Plan voll großer Hoffnungen. —

Es war eines Morgens, wenige Tage nach der Rückkehr des Pater Belasius zu Brüssel. —

St. Truyen saß an einem mit Aktenstücke, Büchern und Briefschaften fast ganz bedeckten Tische seines Kabinets, das Haupt nachdenklich auf den rechten Arm gestützt, den Blick auf die Thür gerichtet. Er schien Jemanden zu erwarten. —

Endlich ließen sich, vom Vorzimmer her, Tritte vernehmen, und ein Mann in geistlicher Tracht trat ein.

Es war der Pater.

— „Störe ich nicht, mein Sohn?“ fragte der Mann des Glaubens, scheinbar halb unschlüssig, ob er bleiben oder wieder umkehren solle.

— „Nein, mein Vater, nicht im Geringsten,“ entgegnete St. Truyen, indem er aufstand und dem Priester einen Sessel zurecht rückte. „Ich sehnte mich nie so sehr nach Eurer Anwesenheit, so wie nach Eurem Rathe, als eben jetzt, und habe Euch deshalb zu mir bitten lassen.“

— „Ich sehe, Ihr seid bekümmert, mein Sohn, und es muß ein wichtiger Fall sein, in welchem Ihr Rath verlangt,“ sagte der Pater, indem er Platz nahm.

— „Weniger wichtig, als seltsam und verworren, mein Vater.“

— „Dann haben mich die tiefen Falten auf Eurer Stirn, das düstere Nachdenken in Eurem Blicke, zu einem falschen Schlusse verleitet.“

— „In so fern Ihr diese sichtbaren Anzeichen innerer Zustände, nach denen anderer Leute beurtheilt, möget Ihr Recht haben. Aber darin eben liegt die Verschiedenheit, auf welche sich der Irrthum Eures Schlusses gründet. Andern ist Alles wichtig, was auf Ihre Individualität von einem mehr als gewöhnlichen Einflusse ist. Bei mir ist's anders. Wichtig sind und bleiben mir nur zwei Dinge: Politik und Gewissen. Das sind mir die einzigen Magnete des Lebens. Alles Uebrige — die Interessen des Herzens, der Empfindungen und der Leidenschaften, reizt und beschäftigt mich nur vorübergehend, für kürzere oder längere Dauer."

— „Und doch sind diese, in ihren Wirkungen vorübergehenden, untergeordneten Dinge, häufig die Ursachen der wichtigsten Lebensfragen; weshalb man sich wohl hüten sollte, sie zu gering zu schätzen," versetzte der Priester, in halb verweisendem, halb belehrendem Tone.

— „Eure Philosophie ist richtig, und in ihren Prinzipien ist sie auch die meinige. Nur in der Anwendung weichen wir von einander ab. — Das Kleine ist und bleibt mir ewig nichtsbedeutend, so lange ich nicht klar und wahrhaft den Keim zum Großen darin sehe. Erst als absolutes Mittel zum Großen, gewinnt es Bedeutung in meinen Augen, und dann ist es mir wichtig. Wollte man aber in jedem Sandkorn den künftigen Fels erblicken — in jeder Muschel die Perle zu finden hoffen — das hieße, gleich einer gewissen geheimen Brüderschaft des undenkbarsten Nichts, den Stein der Weisen suchen. Und das, mein Vater, überlasse ich Andern. Denn in dem weiten, endlosen Meere der Kleinigkeiten, nach seinen Mitteln fischen, weil die Möglichkeit einen Fang verspricht, ist eine undankbare, überflüssige Arbeit. Aber man nütze den Augenblick — man beachte die Umstände — man ergreife die Gelegenheit: und selbst in dem großen Chaos des

Nichts, giebt sich das Bessere von selbst. — Doch kommen wir auf unsere Sache, mein Vater. — Ihr werdet Euch erinnern, wovon wir gestern sprachen."

— „Mein Sohn," entgegnete der Pater, es waren der Gegenstände mehre."

— „Erinnert Euch des Einen: Ihr glaubtet mich einem gewissen Interesse — einer Leidenschaft hingegeben . . . "

— „Sprecht Euch frei aus, mein Sohn," sprach der Geistliche, als St. Truyen sich unterbrach.

— „Das wünsche ich nun von Euch; darum bitte ich Euch."

— „Nun, Ihr wolltet meinen Anspielungen auf gewisse Dinge kein Gehör schenken."

— „Nehmt an, daß die Mißgunst, die Eifersucht, einen liebgewonnenen Gegenstand — eine Liebhaberei — in dem Munde eines Andern, eines Uneingeweihten zu hören, Euch mein Ohr verschloß."

— „Eine gewöhnliche, eigenthümliche Schwäche der Liebhaber,“ bemerkte der Pater mit listigem Lächeln.

— „Wir verstehen uns, mein Vater.“

— „Darum sprecht ohne Hehl.“

— „Ich liebe.“

— „Ein natürlicher Ausfluß Eures reichen, warmen Gefühls.“

— „Und werde wieder geliebt.“

— „Nichts gewöhnlicher als das. Ihr seid ein schöner Mann.“

— „Dennoch liegen meinen Wünschen unübersteigliche Hindernisse im Wege.“

— „Worin bestehen Eure Wünsche?“

— „Wie ihr fragen könnt . . . !“

— „Und doch kann ich, ohne Eure Antwort auf diese Frage, Euch keinen Rath ertheilen.“

— „Nun, was kann der wahrhaft Liebende, dem würdigsten Gegenstande gegenüber, anders wünschen, als die Geliebte heimzuführen?“

— „Und welche Hindernisse stehen dem entgegen?“

— „Die seltsamsten von der Welt.“

— „Ich bin begierig.“

-- „Ihr sollt sie hören.“

Hier erzählte St. Truyen in der Kürze das Wesentliche seines letzten Gespräches mit Adelgunde und fügte dann noch hinzu, daß es ihm, trotz aller seitdem angestellten Nachforschungen, nicht habe gelingen wollen, das Dunkel, welches über die Abkunft der Geliebten schwebte, auch nur im Entferntesten aufzuklären.

— „Und was folgert Ihr nun aus Allem dem?“ fragte der Pater, als Jener mit seiner Mittheilung zu Ende war.

— „Daß sie im Range zu hoch stehe über mich, um zu ihr empor klimmen zu können.“

— „Oder zu tief unter Euch, um zu ihr hinabsteigen zu dürfen,“ bemerkte der Mann Gottes mit ironischem Lächeln.

— „Wie?“

— „Daran, mein Sohn, scheint Ihr noch nicht gedacht zu haben.“

— „Unmöglich!“

— „Nicht so unmöglich, als Ihr glaubt.“

— „Ihr kennt Sie? Ich bitte Euch, sagt mir, was wißt ihr von ihr?“

— „Das sollt Ihr erfahren, aber nicht jetzt, später.“

— „Jetzt oder nie!“

— „Nicht so stürmisch, mein Sohn. Ihr sollt Alles wissen, wenn . . .“

— „Kein Wenn! Sprecht jetzt, gleich!“ unterbrach St. Truyen den Pater.

— „Nun, sagt mir: wie, wenn man Euch ein Mährchen aufgebunden hätte — zumal was den Vater betrifft . . .?“

— „Ein Mährchen? Sie? — Unmöglich! Dieses Bild der lautersten, reinsten Tugend, ist keiner Lüge fähig. Und einer solchen Lüge! —

Nein, nein, schon der Gedanke daran wäre Wahnwitz!"

— „Mein Sohn, Tugend und Laster — Engel und Teufel — sind wie zwei entgegengesetzte Pole; und doch treffen sie am häufigsten sehr nah zusammen. — Und wie sollte es auch anders sein? Wie sollte sonst das Laster seine Käufer finden? — Um ihre Opfer einzufangen, pflegt die Hölle jedem Teufel einen Engel vor die Thür zu stellen."

St. Truyen hatte sich bei diesen Worten in großer Aufregung von seinem Sitze erhoben. Sein Gesicht glühte, seine Stirn legte sich in düstere Falten und seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen, während in seinem Innern alle Leidenschaften zu toben schienen, deren sein heftiges Temperament fähig war. Endlich trat er an den Pater heran, faßte ihn mit einer Hand an die Schulter und rief mit wilder, drohender Geberde:

— „Priester, macht mich nicht rasend, — was sollen mir Eure giftigen Reden? — Sagt was Ihr wißt von der, die Eure gehässige Zunge in den Pfuhl der Hölle hinab ziehen möchte. Sagt's mir, wenn Ihr könnt — oder Euere verläumderische Gleichnisse fallen auf Euch selbst zurück.“

— „Seid nicht so heftig, mein Sohn,“ besänftigte der Geistliche, ohne durch die Aufwallung St. Truyen's sich aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen. „Was Ihr verlangt, soll Euch werden. Vielleicht werdet ihr mir's danken, vielleicht auch nicht.“

— „Sprecht, was ist's mit ihr? Ich beschwöre Euch!“

— „So hört mich ruhig an. — Seit Jahren schon ist jener Don Aliagamiro, den Euer Mädchen Euch als ihren Hüter bezeichnet hat, mein Beichtiger. Der Don ist ein Spanier und der leibliche Vater Adelgunden's, die selbst mein Beichtkind ist. Ihr werdet hieraus wohl schlie-

ßen können, daß Beide mir nicht fremd sind. — Nun weiß ich zwar nicht von welcher Art ein gewisses geheimes Verhältniß sein mag, welches zwischen Aliagamiro und einer mir wohlbekannten hochgestellten Person obwaltet, gegen welche, wie ich zu bemerken häufig Gelegenheit gehabt, der Don in einer Unterwürfigkeit steht, wie sie nur zwischen Sclaven und Herrn zu finden; allein so viel ist mir bekannt, daß Adelgunde zum Opfer dieses Verhältnisses auserſehen, ja wohl gar erzogen worden ist. — Nach Allem, was ich über die nähern, wahren Umstände Aliagamiro's und seiner Tochter, auf discreten, nur mir allein zugänglichen Wegen zu ermitteln vermocht, ist mir so viel klar geworden, daß die schandvolle, kupplerische Absicht Aliagamiro's, das Ergebniß eines geheimnißvollen, längst in's Werk gerichteten Planes ist, dessen Motive in zu entfernter Dunkelheit liegen, um sie sicher auffassen und beurtheilen zu können. — Sei es nun ein Rest von Menschlichkeit gegen

sein eigenes Kind, oder sei es ein Vorwand, um seine unnatürliche Absicht vor dem eigenen Gewissen weniger fluchenswerth erscheinen zu lassen, — kurz, in Folge seiner Vorkehrungen, hat Adelgunde bis auf diesen Augenblick noch keine Ahnung davon erhalten, daß derjenige, in welchem sie nur ihren Hüter erblickt, zugleich ihr Erzeuger ist. Eben so wenig ahnt das arme Mädchen bis jetzt noch Etwas von der wahren Beschaffenheit ihres bejammernswerthen Schicksals. In ihrer zartesten Jugend hatte Aliagamiro sie von Spanien nach den Niederlanden herüber gebracht und hier auf seiner Besitzung, in Gemeinschaft mit einer alten Frauenperson, die Adelgunden für eine elternlose Waise hält, deren der Don sich angenommen, erzogen. In ihrem zwölften Jahre machte Aliagamiro sie zum ersten Male mit demjenigen Manne bekannt, zu dessen Opfer sie bestimmt ist, und welcher ihr wahrscheinlicherweise wohl nur darum als ihr Vater bezeichnet worden, um einerseits

einer möglichen ersten Abneigung gegen ihren künftigen Verführer vorzubeugen, und anderseits zugleich eine unumschränktere, zutraulichere Hinneigung von ihrer Seite vorzubereiten und so ein späteres unlauteres Verhältniß zu begünstigen. — Wie es nun gekommen, daß dem armen Mädchen, welches seines reinen, tugendhaften, gottergebenen Sinnes wegen, eines bessern Looses würdig wäre, über das Traurige seiner Lage bis jetzt noch nicht die Augen geöffnet worden, das weiß ich für diesen Augenblick mir noch nicht zu erklären. Doch jedenfalls läßt sich hieraus mit Gewißheit folgern, daß die Absicht des ruchlosen Verführers noch nicht erreicht ist. — Daß nun endlich Adelgunde Euch liebt, davon bin ich bereits eben so vollkommen überzeugt, als Ihr selbst; nur weiß ich nicht, was Ihr nach dem, was ich Euch jetzt mitgetheilt habe, mit dieser Liebe beginnen wollt. Ich hoffe, Ihr werdet mich in dieser Hinsicht verstehen. —"

Als der Pater jetzt schwieg und aufblickte, um

eine Entgegnung auf seine Worte zu vernehmen, fuhr er erschrocken zusammen; denn er glaubte ein Bild des Todes vor sich zu sehen. Bleich, mit hohlem, starrem Blicke, die Lippen fahl und eingekniffen, und mit einem Arme sich krampfhaft auf die Lehne eines Sessels stützend, stand St. Truyen vor ihm, keines Wortes, keines Lautes fähig.

— „Tröstet Euch, mein Sohn," brach der Geistliche nach einer Pause das ängstliche Schweigen.

— „Wer spricht da?" rief St. Truyen, plötzlich auffahrend. Ha, Priester, Ihr! Ihr! — — Ich glaubte," setzte er dann, mit finsterm Blicke vor sich hinstarrend, hinzu, „ich glaubte die Stimme jenes schandvollen Vaters — jenes hochgestellten Wollüstlings zu hören . . . Sprecht nur weiter, Sprecht . . ."

— „Nein, mein Sohn, nicht davon will ich weiter sprechen. Aber kühlet erst die Wallung Eures Blutes — kehret zur kalten, hellen

Vernunft zurück, und ich will Euch dann beweisen, in welchem großen Vortheile Ihr Euch befindet, wenn Ihr Rache nehmen, wenn Ihr Vergeltung üben wollt an dem Feinde Eurer heiligsten Gefühle. Ich will Euch den Weg zeigen, wenn Ihr dem Verlangen Eures Herzens ehrenvolle Erfüllung bieten — wenn Ihr Euch um die verrathene Tugend einen Gotteslohn verdienen wollt."

St. Truyen war bei diesen Worten immer aufmerksamer geworden, und während er über den Sinn derselben nachzudenken schien, begann sich der Sturm in seinem Innern immer mehr und mehr zu legen.

— „Wovon sprecht Ihr, mein Vater?" wandte er sich endlich an den Geistlichen „Ich habe Eure Worte noch nicht recht fassen können. Doch nun bin ich ruhiger . . . Ich werde Euch nun verstehen; sprecht!"

— „Ich habe Euch zeigen wollen, mein Sohn, wie aus kleinen Ursachen Euch Großes,

unberechenbar Großes ersprießen kann, wenn Ihr, nach Eurer eigenen Lehre, den Augenblick nützen — die Umstände beachten — die Gelegenheit ergreifen wollt."

— „Fahret fort," sprach St. Truyen, als der Pater inne hielt und einen forschenden Blick auf ihn richtete.

— „Wißt Ihr denn schon, wer Euer schmachvoller Nebenbuhler ist?" fragte darauf der Geistliche.

— „Wer er ist, gilt mir gleichviel. Er wird's am längsten gewesen sein," entgegnete St. Truyen kalt und ruhig.

— „Seid nicht zu vorschnell, mein Sohn. Denn Ihr müßt wissen, daß Ihr es mit einem Manne von unbeugsamen Willen und großer sehr großer Macht zu thun habt."

— „Desto besser. So wird es sich der Mühe lohnen."

— „Und doch möchte ich darauf wetten, daß Ihr Eure Zuversicht bedeutend herabstim-

men werdet, wenn ich Euch seinen Namen nenne."

— „Ihr kennt mich schlecht," versetzte St. Truyen in wegwerfendem Tone.

— „Dann wird's desto besser für Eure Sache sein."

— „Sprecht, wer ist's?"

— „Granvella."

Bei Nennung dieses Namens fuhr St. Truyen sichtbar zusammen; doch faßte er sich schnell wieder und fragte, finster und sinnend vor sich niederblickend:

— „Habt Ihr Beweise?"

— „Ihr könnt mit eigenen Augen sehen."

— „Gut. Und wenn es sich bestätigt? Ihr scheint für diesen Fall schon einen Plan zu haben."

— „Ich habe einen Plan, mein Sohn. Ihr sollt ihn hören und mir dann sagen, ob er Euch gefällt. Zuvor doch erlaubt mir einige Fragen."

— „Sprecht."

— „Sagt mir, würde Euch Adelgunden's Besitz noch wünschenswerth sein, wenn sie noch rein wäre von aller Schuld und wenn Ihr sie retten könntet von ihrem vielleicht nahen Falle?"

— „Das ist eine Frage, die ich mir selbst noch nicht beantworten kann."

— „Aber sie ist mir nothwendig."

— „Nun, ich sage Euch, daß Adelgunde die Meinige wird, wenn noch nicht geschehen, was ich fürchte."

— „Und wie gedenket Ihr dem Kardinal beizukommen?"

— „Daß er sein schmachvolles Trachten auf derselben Stelle büße, wo ich die Ueberzeugung von seiner Schuld oder seiner schandvollen Absicht erlange."

— „Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr mit solchem graden, unbedachten Beginnen, Euch selbst den Todesstreich versetzen würdet."

— „So sagt mir zuvor, wie Ihr darüber denkt."

— „Ich habe einen eigenen Plan, welcher, behutsam ausgeführt, nicht sein sicheres, großes Ziel verfehlen kann. Hört mich also an. — Niemand kennt wohl die Macht Granvella's so gut wie Ihr. Ich darf Euch also nicht erst sagen, daß die kleinste persönliche Beleidigung dieses allgewaltigen Mannes, hinreichen würde, den verwegnen Frevler an dem römischen Purpur, auf ewig der Vergessenheit zu überliefern. — Aus diesem Grunde, werdet Ihr also begreifen, ist ihm, ohne offenbare Gefahr, wie Ihr gedenkt, nicht beizukommen. Doch wozu auch ein solches Wagniß? Wozu auf unsicherm Pfade dem ungewissen Ziele sich anvertrauen, wo noch zuverlässigere, minder gefährliche, wenn auch weitere, unebenere Wege zu Gebote stehen? — Merkt also auf. Ihr kennt die Statthalterin. Ihr wißt, wie verhaßt, wie strafwürdig in den Augen Margarethens selbst an dem Laien ein gewisses Laster ist, an dem sie selbst doch nicht ganz makellos vorüber geht. Und Gran-

vella ist ein Geweihter der Kirche — er ist Priester. Ueberdies aber scheint die Herzogin die Schritte des Kardinals seit einiger Zeit mit immer größerem Mißbehagen zu beobachten. Sie scheint einzusehen, daß Philipp ihr in diesem Manne einen geheimen Aufpasser — einen strengen Richter aller ihrer Handlungen zur Seite gestellt, und scheint endlich zu fühlen, daß sie der Regentschaft nur den Namen — der Kardinal dagegen die That verleihe. Ich weiß, die Herzogin fühlt sich durch die Macht Granvella's im Geheimen tief gekränkt. Ihr Ehrgefühl ist verletzt – ihre Eitelkeit ist empfindlich beleidigt, und sicher wird sie die erste Gelegenheit ergreifen, um dem übermüthigen Priester ihre ganze Rache fühlen zu lassen. Und in solchem Falle ist Alles geeignet, sie zu begünstigen. Die Stimme des Volkes — die Thätigkeit der Partheien — die Diener der Kirche — Alles wird sich zum Verderben des verhaßten Prälaten in Masse ver-

einen, und selbst Philipp wird dann nicht im Stande sein, den hochmüthigen Günstling vor dem unvermeidlichen, sichern Fall zu schützen. — — Wenn dann dies Ziel erreicht — wenn Granvella gestürzt — und wenn Ihr es bis dahin wohl verstanden habt, Euch die Gunst der alleinigen Herrin zu gewinnen . . . "

Hier unterbrach sich der Pater einen Augenblick und beobachtete St. Truyen, welcher in Gedanken vertieft vor ihm stand, mit feinen, listigen Blicken. Dann ergriff er seine Hand und sprach mit besonderm Nachdruck:

— „St. Truyen, wenn Ihr Minister —"

— „Und Ihr Kardinal —" versetzte Jener nach einer Pause, den Geistlichen scharf in's Auge fassend.

— „Wir verstehen uns."

— „Aber Margaretha . . ."

— „Sie ist ein Weib, und Ihr seid ein schöner Mann. Das Uebrige laßt meine Sorge sein."

— „Und Adelgunden's Schicksal?"

— „Vertraut meiner Leitung an. Ich werde sorgsam über sie wachen."

— „Wann gedenkt Ihr die ersten Schritte zu thun?"

— „Sobald die Umstände dazu rathen."

— „Und womit werdet Ihr beginnen?"

— „Zuvörderst müßt Ihr die Ueberzeugung von der Identität Eures Nebenbuhlers erhalten."

— „Wann?"

— „Ich hoffe, bald. — Doch müßt Ihr mir Eins versprechen.

— „Was ist's?"

— „Eure Geliebte ist mein Beichtkind, und selten entschließt sie sich zu einem wichtigen Schritte, ohne meinen Rath. Auch pflegt sie mir den kleinsten Fehltritt nicht zu verhehlen. Ich werde also ihr Herz erforschen, und ist's noch rein, ist ihre Tugend noch fleckenlos, so dürfet Ihr von jetzt ab deshalb außer Sor-

gen sein. Aber Ihr müßt mir versprechen, ihr von dem, was zwischen uns vorgefallen, Nichts ahnen zu lassen. Das Uebrige mögt Ihr von der Zeit erwarten."

— „Ich bin's zufrieden."

— „Auch findet Ihr den Weg zu ihr durch mich, fall's ein anderer Euch nicht bequemer sein sollte."

— „Desto besser."

— „Doch brauchet in der Folge alle Vorsicht bei solchen Gelegenheiten und seid vorzüglich gegen den Kardinal auf Eurer Hut. Keine Miene verrathe ihm, was geheim und tief Eure Brust verschließt."

— „Seid deshalb ohne Sorge."

— „Also auf Wiedersehen und baldigen, glücklichen Erfolg, mein Sohn," sprach der Pater, indem er sich zum Weggehen anschickte. „Ihr seht, welche glänzende Hoffnungen vor uns liegen, — laßt sie uns zur Wirklichkeit machen! — "

— „Möge ein glücklicher Wurf das hohe Spiel begünstigen!“ entgegnete St. Truyen, indem er dem Geistlichen zum Abschiede die Hand reichte.

Und der Pater ging. —

Zweites Kapitel.

Betrachtungen.

In sich gekehrt, mit verschränkten Armen, das Haupt schwermüthig auf die Brust herabgesenkt, schritt St. Truyen, nachdem der Pater ihn verlassen hatte, im Zimmer auf und nieder. —

„Was ist nun die bewunderte, unbeugsame Willenskraft des Starken?" sprach er, stillstehend, nachdenklich vor sich hin. „Was sind alle die kühnen Entschlüsse, alle die stolzen Vorsätze, welche der Mensch seinen Leidenschaften abkämpft? — Ein mühsam gestähltes Erz, das, vom leisesten Hauche der Verhältnisse angeweht, sich wie wei-

ches, elendes Wachs, fügsam in alle Formen schmiegt! — Tugend und Laster, Haß und Liebe Rachsucht und Ehrgeiz, und wie sonst noch alle die unsichtbaren Ursachen menschlicher Schickungen heißen mögen, gehorchen dem leisesten Rauschen eines Blattes und verläugnen ihre Gattung. — — "

„Was habe ich gekämpft — was habe ich gerungen mit den Elementen der Pflicht und Ehre, des Dankes und Undankes, des Ruhmes und der Schande! Und wie stolz ich war auf mich selbst, als ich den Kampf bestanden — stolz in der Beruhigung, dasjenige erstritten zu haben, was mein Gefühl als das Bessere erkannte. — Und dieser schöne, sich selbst belohnende Sieg, ging nun unter in den Verhältnissen des Augenblickes! Eine einzige Leidenschaft überflügelte plötzlich alle Tugenden . . . Doch nein, ich gehe zu weit. Die Liebe allein war das mächtige Triebrad, das meinen Entschlüssen eine andere, kühnere Richtung gab, und

wahre Liebe ist eine große Tugend — wie sie die Mutter schöner, edler Thaten ist. — "

„Ja, so ist's. Ich gehe offenbar zu weit — ich überschreite die Grenze der Billigkeit und verletze das Recht, daß ich der guten Sache schuldig bin. — "

„Der guten Sache?" wiederholte St. Truyen nach einer Pause. „Ich will doch sehen, ob sich, bei ruhiger Prüfung, auch nur ein Schein des Zweifelhaften daran entdecken läßt. — Ehrgeiz, Selbstsucht, könnte man sagen, wird der große Hebel meiner künftigen Handlungen sein. Aber ist nicht eben dieser Ehrgeiz, ist nicht eben diese Selbstsucht das bedingte Fundament so vieles Guten? — Liegt in der Vergeltung an einem ruchlosen Priester — in dem Schutze der verrathenen Unschuld — in der Befreiung eines Volkes von dem verhaßten Despoten, kein Verdienst, keine Tugend? — — "

„Nun so sei es denn in Gottesnamen! — Und Du, Adelgunde, Theure! sei der Engel, der

mir die verdiente Palme reiche, wenn ich aus dem Sturm der Kämpfe und Hindernisse, sieggekrönt in den Port des Ruhmes, der Macht und des Glückes eingekehrt! — "

Nach diesem Selbstgespräche, in welchem St. Truyen die unwillkührlich in ihm aufgestiegenen Zweifel an der Redlichkeit eines Theiles seines Beginnens, durch allerhand selbstgefällige Sophismen zu beschwichtigen bemüht gewesen, verfehlte er nicht, van der Hoornstraten von der plötzlichen Aenderung seiner Gesinnungen gegen den Kardinal, die schleunigste Mittheilung zu machen, ohne ihm jedoch die eigentlichen Beweggründe seines geheimen Abfalles vom Letztern zu verrathen oder sich auf bestimmte Versprechungen hinsichtlich seiner fernern Thätigkeit zu Gunsten Hoornstraten's, einzulassen. Er schrieb ihm daher nur in allgemeinen Ausdrücken seiner Mißbilligung der Kardinal-Régie, und versicherte ihn in derselben Weise seiner fernern aufrichtigsten Dienste. —

Da es gerade an der Zeit war, wo St. Truyen in Staatsangelegenheiten vor Granvella zu erscheinen pflegte, so verschob er die Absendung des an Hoornstraten eben vollendeten Briefes bis zu seiner Rückkehr, und begab sich auf den Weg zum Kardinal. —

Drittes Kapitel.

Der Besuch. — Die Botschaft.

Wenige Stunden, nachdem St. Truyen seine Geschäfte beim Kardinal Granvella beendet hatte, sah man in einer der entlegensten und ärmlichsten Straßen von Brüssel einen Mann dahin schreiten, in welchem selbst das geübteste Auge schwerlich den Pater Belasius wiederkannt haben würde. — Ein dicker, schwarzer Knebel- und Spitzbart bedeckte fast die ganze untere Hälfte seines Gesichtes, während der obere Theil desselben von den außerordentlich breiten Krempen eines tief in die Augen gedrückten, nach Oben spitz zulaufenden Hutes beschattet wurde.

Ein alter, dunkler, an mehren Stellen durchlöcherter Mantel, wie ihn zur Winterzeit die spanischen Krieger zu tragen pflegten, hing nachlässig um seine Schultern, und ein Paar braun lederner, an jeder Seite mit einer Doppelreihe blanker Knöpfe versehener Unterkleider, welche sich in die Stülpen großer, ziemlich defecter Reiterstiefeln verliefen, vollendete den abenteuerlichen Anzug des Geistlichen.

Mit schnellen Schritten und nur selten um sich blickend, verfolgte der Pater den eingeschlagenen Weg, bis er, am äußersten Ende der schmutzigen und niedrigen Häuser-Reihen, sich gegen die schmale, verschlossene Pforte einer hohen Steinwand kehrte, welche, zur Linken, die Ecke der Straße bildete und die äußerste hintere Ringmauer einer in dem angrenzenden Stadttheile belegenen großen Besitzung zu sein schien. Hier blieb er stehen und blickte, um sich zu versichern, daß er von Niemandem bemerkt werde, nach allen Seiten forschend umher.

Dann nahm er einen Schlüssel aus der Tasche seines Mantels, öffnete schnell die Thür und befand sich bald innerhalb der Mauer, unter dem Dickicht eines großen, baumreichen Gartens, in dessen Perspective sich die Hinterfronte eines weitläuftigen, palastartigen Gebäudes ausdehnte.

Als der Pater den Garten betreten, die Pforte wieder sorgfältig verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, warf er Hut und Mantel von sich, entledigte sich des falschen Bartes und schlug den Weg ein, welcher auf die große steinerne Treppe der hintern Eingangspforte des etwa drei hundert Schritte entfernten Gebäudes zu führte. Daselbst angelangt, ließen ihn zwei Bediente, in der Livree des Hauses Oranien, schweigend ein, während ein dritter ihn ehrerbietig durch mehre Gänge bis zum Gemache des Hausherrn begleitete.

Der Prinz war beim Eintritte des Geistlichen nicht allein. Er befand sich in Gesell-

schaft zweier Männer, in welchen der Pater sogleich Noicarmes und van der Hoornstraten erkannte und welche ihn, eben so wie Oranien, mit zuvorkommender, achtungsvoller Freundlichkeit begrüßten, sich aber alsbald verabschiedeten.

— „Ihr kommt mir sehr erwünscht, mein Vater," nahm der Prinz das Wort, nachdem Noicarmes und van der Hoornstraten sich entfernt hatten und der Priester in einen ihn angebotenen Sessel Platz genommen.

— „Das zu vernehmen, gnädigster Herr," entgegnete der Pater, „gereicht mir zu großer Beruhigung; denn ich komme zur ungewöhnlichen Stunde und hatte daher eine Störung befürchtet."

— „Laßt Euch das in der Folge nicht beunruhigen. Gebraucht nur immer die nöthige Vorsicht, und Ihr werdet mir zu jeder Zeit willkommen sein. — Unser Freund Hoornstraten hat mir so eben die ersten Früchte Eurer wackern Bemühungen für unsere Sache mitgetheilt."

Der Pater schien den Sinn der letztern Worte des Prinzen nicht sogleich zu verstehen, und blickte ihn daher fragend an.

Oranien bemerkte dies und fuhr darauf fort:

— „St. Truyen hat uns von der Aenderung seiner Gesinnungen unterrichtet und uns seiner fernern, thätigsten Dienste versichert.“

— „Mögen das Eure Hoheit als den geringen Anfang größerer Erfolge betrachten.“

— „Für welche sowohl ich als meine Freunde einstweilen in Eurer Schuld bleiben. Doch kommen wir jetzt auf einen andern Gegenstand. So viel ich weiß, habt Ihr im Conseil der Niederländischen Angelegenheiten zu Madrid, einen einflußreichen Freund?“

— „Der Rath Tyssenacque, mein Prinz,“ entgegnete der Pater.

— „Ganz recht. Ist er zuverlässig?“

— „Er erwies sich mir stets gefällig und ergeben.“

— „Kömmt es ihm darauf an, in welchen Angelegenheiten er Euch dienen soll, oder ist er unbedingt der Eurige?“

— „Dies zu entscheiden, mein Prinz, fehlte es mir bisher noch an Gelegenheit.“

— „Nun, ließe sich wohl für Egmont, bei seiner Sendung nach Madrid, auf seine Dienste rechnen?“

— „Verzeihung, Hoheit, es dürfte, wie in diesem Augenblicke die Sachen stehen, überhaupt noch die Frage sein, ob der Graf die Reise antreten wird.“

— „Wie meint Ihr das?“ fragte Oranien etwas betroffen.

— „Das eben, mein Prinz, ist der Gegenstand, welcher mich so unerwartet zu Euch geführt.“

— „Wie? Hat sich etwas ereignet . . .?“

— „So ist's.“

— „Sprecht!“

— „Der Kardinal hat von der beabsichtigten Sendung Egmont's Kenntniß erhalten."

— „Nicht möglich!"

— „Doch ist's leider so."

— „Von wem habt Ihr diese Nachricht?"

— „Von der Ergebenheit St. Truyen's. Es ist dies der erste Dienst, den der Secretair unserer Sache leistet."

Der Prinz war sichtbar verstimmt. Nach einer Pause fragte er:

— „Und was gedenkt der Kardinal zu thun? Habt ihr darüber Nichts vernommen?"

— „Er beabsichtigt, die erlangte Wissenschaft um die Reise Egmonts durchaus geheim zu halten, um dem Grafen unterdessen in Madrid desto sicherer einen schlimmen Empfang bereiten zu können," entgegnete der Pater.

Der Prinz schwieg und war einige Sekunden in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erhob er sich von seinem Platze, machte voll sichtbarer Aufregung einige Gänge durch's Zim-

mer und sprach dann gegen den Pater gewendet:

— „Es ist das zwar ein unglücklicher Fall für unsere Sache. Doch aufgegeben darf das einmal Begonnene drum nicht werden."

— „Aber der Graf, mein Prinz" entgegnete der Geistliche, „würde sich offenbar einer persönlichen Gefahr aussetzen; denn Granvella pflegt in der Wahl seiner Mittel, wo es einem wichtigen Zwecke gilt, ohne Rücksicht zu handeln."

— „Nein, mein Vater, Egmont soll nicht gehen," versetzte Oranien mit entschiedenem Tone. „Aber in einer andern Weise müssen wir dasselbe Ziel zu erreichen suchen. Ich will's überlegen. — Für jetzt, mein Vater, nehmt meinen wärmsten Dank für Eure Nachricht. Seid unserer Sache ferner ein redlicher Freund und seid Eures dereinstigen Lohnes gewiß."

— „Verlaßt Euch ganz auf mich, mein Prinz, und seid versichert, daß ich den reichsten

Lohn im Dienste meiner freigewählten Sache finde," versetzte der Pater.

— „Ihr denkt brav und edel."

— „Lebt wohl, mein Prinz!"

— „Geht mit Gott, und bringt St. Truyen meinen besten Gruß! —"

Der Pater ging und verließ den Pallast des Prinzen auf eben dem Wege und unter derselben Verkleidung, wie er gekommen war.

Viertes Kapitel.

Erfüllung eines Versprechens. — Aussicht auf baldiges Wiedersehen. — Zweifel. — Widerlegung. —

Länger als acht Tage waren verstrichen, seit St. Truyen die Geliebte nicht gesehen hatte. Denn trotz dem es ihm unter den obwaltenden, schwierigen Verhältnissen, verbunden mit der natürlichen Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes, außerordentlich schwer fallen mußte, die Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande längere Zeit zu bekämpfen, so hatte er doch beschlossen, nicht eher wieder vor Adelgunden zu erscheinen, als bis er von den durch den Pater Belasius ihm verrathenen Nachstellungen seines

Nebenbuhlers, des Kardinals, so wie von der Schuld oder Unschuld der Geliebten selbst, Ueberzeugung gewonnen haben werde. Da er jedoch in dieser Hinsicht, seinem gegebenen Versprechen gemäß, lediglich von der Leitung und Dienstleistung des Geistlichen abhängig war, dieser aber zur Erfüllung seines Verlangens, mehrfacher Versicherungen zufolge, bis jetzt noch nicht Gelegenheit erhalten hatte, so beschloß St. Truyen, dem Drange seines Herzens nachzugeben, und den Pater um Vermittelung einer baldigen Zusammenkunft mit der Geliebten anzugehen.

Unterdessen waren die Umstände seinen Wünschen von selbst zuvorgekommen.

Als nämlich St. Truyen eines Morgens den Pater zu sich beschieden hatte, und eben im Begriff stand, ihn mit dem Verlangen seines Herzens bekannt zu machen, sagte der Letztere:

— „Endlich, mein Sohn, ist es mir gelungen, mein Versprechen erfüllen zu können. Haltet Euch bereit, mich heute Abend zu beglei-

ten. Ihr werdet auf dem Wege zur Besitzung Don Aliagamiro's, dem Kardinal begegnen, und Ihr könnt ihn dann ungesehen bis zu dem Orte seiner schandvollen Absicht begleiten. — Auch von Adelgunde bringe ich Euch Nachricht."

— „Von ihr! Sprecht!"

— „Ich habe ihr Herz erforscht und habe es rein und tugendhaft gefunden."

— „Dem Himmel sei Dank!"

— „Aber es ist hohe Zeit, sich ihrer anzunehmen. Sie geräth durch den Eifer, mit welchem gerade jetzt der lüsterne Kardinal seine Absicht betreibt, in immer größere Bedrängniß."

— „Ha! Ich will den Priester mit diesen Händen erwürgen!" rief St. Truyen, glühend vor Zorn, von seinem Sitze aufspringend.

— „Mäßigt Euch, mein Sohn," besänftigte ihn der Pater, „und bedenkt, daß wir nur langsam zum Ziele kommen können, jede Uebereilung uns aber verderblich werden kann."

— „Gut,“ sprach St. Truyen, mit Mühe seine Aufwallung bekämpfend. „Ich will die verzehrende Glut in meinem Innern gewaltsam niederdrücken, bis sie mächtig genug ist, um mit Einem Hauche ihr Opfer zu verschlingen. Nur gebe der Himmel mir Geduld dazu! — “

— „Bleibt bei diesem Vorsatze, mein Sohn; er ist gut und frommt sowohl Euch, als unserer Sache.“

— „Aber Adelgunde . . . Sagt, was soll bis dahin aus ihr werden?“

— „Seid ihretwegen außer Sorgen. Ich gebe Euch mein Wort, daß Sie ihrer gefährlichen Lage bald entrissen sein wird.“

— „Was habt Ihr mit ihr im Sinne?“ fragte St. Truyen mit einem Anflug von Mißtrauen, setzte jedoch dann, wie in entschuldigendem Tone hinzu: „Verzeiht diese Frage der ängstlichen Besorgniß eines liebenden Herzens.“

— „Forschet darüber nicht weiter nach, mein Sohn,“ entgegnete der Geistliche mit ru-

higem Ernst. „Lasset mich gewähren, und Ihr werdet mit mir zufrieden sein.“

— „Gut. Ich vertraue Euch Viel, Alles! Doch sagt mir, werde ich sie heute sehen?“

— „Ich habe es ihr versprochen; denn ihre Sehnsucht ist groß — vielleicht größer, als die Eurige.“

— „Sprecht, um welche Zeit?“ fragte St. Truyen, während in seinem männlich-schönen Antlitz ein Strahl der Freude glänzte.

— „Um zehn Uhr werde ich Euch aus Eurer Wohnung abholen, um Euch auf den Weg zu bringen, den der Kardinal nehmen wird, um sich in das Haus Don Aliagamiro's zu begeben. Gegen Mitternacht könnt Ihr dann die Geliebte sehen.“

— „Wie danke ich Euch!“ rief St. Truyen, indem er voll warmen Gefühls die Hand des Geistlichen ergriff.

— „Danket mir nicht früher, mein Sohn, als bis Ihr meine Dienste dankeswerth gefun-

den. Ich hoffe, daß es Euch bald an Gelegenheit nicht fehlen wird."

— „Ihr werdet mit mir zufrieden sein."

— „Bedenket dann nur immer, daß Ihr mit denjenigen Diensten, die Ihr in der Folge mir etwa aus Erkenntlichkeit zu leisten gedenkt, Euch selbst die größten Dienste erweisen werdet."

— „Unser Vortheil, mein Vater," versetzte St. Truyen „ist gegenseitig; drum laßt uns bis zum Ziele treulich Hand in Hand mit einander gehen."

— „So wird es uns niemals fehlen."

— „Dessen bin ich überzeugt. Doch erlaubt mir noch eine Frage."

— „Sprecht."

— „Ihr wißt, Adelgunde liebt mich."

— „Und liebt Euch rein und warm, und mit der unverfälschten Glut der ersten Liebe."

— „Um desto mehr, werdet Ihr einsehen, muß es mich befremden, daß eben dieses keusche, fleckenlose Herz — dieses warme, jugendliche

Gemüth einer Täuschung fähig ist, die in der That Erstaunen, Besorgniß und Zweifel in mir erregen muß.“

— „Welche Täuschung?“

— „Ihr könnt noch fragen! Oder findet Ihr die Täuschung, in welcher das geliebte Mädchen hinsichtlich Ihres Verhältnisses zum Kardinal — ich meine hinsichtlich ihrer Wissenschaft um die wahre Beschaffenheit dieses Verhältnisses — mich bisher zu erhalten gewußt, nicht als unvereinbar mit dem schlichten, graden Tugendsinne eines unentweihten Herzens? — Und diese Täuschung, bedenkt — dieser hohe Grad der Täuschung, inmitten einer solchen Fülle überströmender Empfindungen, als womit sich die Gluth ihrer Liebe äußert! — Ihr werdet zugeben müssen, mein Vater, es ist dies entweder ein unerklärbarer Zwiespalt — ja ein undenkbarer Widerspruch der menschlichen Natur, oder das schlau berechnete Ergebniß eines tief verderbten Herzens.“

— „Es ist keins von Beiden, mein Sohn,“ versetzte der Pater mit Nachdruck, doch ruhigen Tones.

— „So gebt mir Erklärung.“

— „Sie soll Euch werden. — Zuvörderst sagt mir, was giebt Euch einen Grund, anzunehmen, daß Adelgunde, wie Ihr vorauszusetzen scheint, die wahre Beschaffenheit ihres Verhältnisses zum Kardinal kennt, ja auch nur ahnet? Gewiß, Nichts. Nur Eure eigene Wissenschaft um das Wahre ihrer Lage, kann in Eurer Brust einen solchen Verdacht entzünden. Und das ist eine natürliche, verzeihliche Erscheinung. Die Innigkeit, die Glut Eurer Zuneigung — die Heftigkeit Eures Temperamentes — die in den Umständen liegenden Keime zur Erweckung Eurer Eifersucht, rechtfertigen das vollkommen; und wollt Ihr unpartheiisch sein, so werdet Ihr die Wahrheit dieser Worte in Eurem eigenen Busen fühlen. Freilich werdet Ihr mir einwenden können, der helle, natürliche Verstand Eu-

rer Geliebten, müsse die wahre Beschaffenheit ihrer Lage wohl schon längst durchschaut haben. Aber wieder erwägt Ihr nicht, daß die Schlauheit des Kardinals und seines Helfeshelfers ihre Absichten sicher so dicht verhüllt haben, daß es dem schlichten Verstande, dem arglosen Auge Eurer Geliebten, nicht früher gelingen kann, diese Hülle zu durchdringen, als bis Jene mit ihren Absichten zur That geschritten. Und dies scheint nach dem, wie ich noch heute das Herz Eures Mädchens gefunden, noch nicht der Fall gewesen zu sein, — obgleich ihre Verfolger, wie ich aus einigen von Aliagamiro ihr gemachten Aeußerungen entnehmen kann, damit schon nahe daran sein mögen. — Auch würde ich Euch in diesem Punkte auf keinen Fall zu täuschen suchen, wiewohl, wenn ich Ursache dazu hätte, es mir nicht schwer werden dürfte, Euch durch Scheingründe zu hintergehen. Es wäre nichts leichter, als das. Ich würde dann zu Euch spre-

chen: Ihr habt nicht bedacht, mein Sohn, daß eben das, was Ihr einen undenkbaren Widerspruch der Natur oder das Ergebniß eines tief verderbten Herzens nennt, gerade eine große, bewundernswerthe Tugend sein kann."

— "Sprecht weiter," erinnerte St. Truyen, als der Pater einen Augenblick inne hielt.

— "Ihr werdet mir also zugeben müssen, — würde ich sagen — daß die Entdeckung eines Verhältnisses von Seiten der Geliebten, wie es das vorliegende ist, für den andern Theil ohne Zweifel etwas sehr Schmerzliches mit sich bringen muß. — Und wie meint Ihr nun, wenn darum Adelgunde den Muth besessen hätte, aus Liebe zu Euch und um Euch die Mittheilung eines Verhältnisses zu ersparen, das Euch nothwendig hätte beunruhigen, kränken und tief verletzen müssen, — Euch auch leicht zu unbedachtsamen, gefährlichen Schritten hätte treiben können — wenn sie, würde ich Euch fragen, den Muth besessen haben würde,

dem Ansinnen ihres unnatürlichen väterlichen Hüters scheinbar nachzugeben und ihrem weichen, kindlich frommen Herzen einen solchen Zwang anzulegen, welcher ihr zum Gelingen der Euch widerfahrenen Täuschung durchaus nothwendig sein mußte? Wie dann? — — Ihr seht also, Ihr thut mit Eurem Verdachte Adelgunden, so wie Euch selbst großes Unrecht. — "

— „Mein Vater," sprach St. Truyen, als der Pater schwieg, mit einiger Verwirrung, „was die Wissenschaft Adelgundens um die wahre Beschaffenheit ihrer Lage betrifft, glaube ich Euren Worten, schon darum, weil ich an die Reinheit ihres Herzens nicht zweifeln kann, ohne meinem eigenen Herzen Verzweiflung zu bereiten. Gebe der Himmel, daß es so ist, wie Ihr sagt."

— „Es wird bald die Zeit kommen, mein Sohn, wo Euch aus ihrem eigenen Munde, mit der Bestätigung meiner Worte, die vollste Beruhigung, die vollste Rechenschaft werden wird."

— „Ich vertraue Euch ganz, mein Vater.“

— „Und Ihr thut wohl daran.“

Nach diesen Worten und nachdem er St. Truyen nochmals daran erinnert hatte, sich zur bestimmten Zeit bereit zu halten, verabschiedete sich der Pater.

Als der Geistliche sich entfernt hatte und dann St. Truyen ihm durch's Fenster nachblickte, sah er ihn den Weg zum Königlichen Schlosse, dem Wohnsitze der Regentin einschlagen. —

Fünftes Kapitel.

Adelgunde. — Ein Gespräch mit Don Aliagamiro. — Eine verhängnißvolle Eröffnung. —

Gegen Abend desselben Tages kurz vor Sonnenuntergang war es, daß Adelgunde an dem auf den Balkon geöffneten Fenster ihres kleinen Wohnzimmers saß. — Die vor ihr liegende Morgenseite des Gartens, welcher die Besitzung ganz umschloß, bildete hier einen kleinen, mit munterm Immergrün eingefaßten und fast ganz mit Feldblumen bunt bedeckten Rasenplatz. In einiger Entfernung nach Vorn, wurde die Aussicht durch das, mittelst einer Oeffnung zwischen Bäumen und Gesträuchen sichtbare, in grauer Ehrwürdigkeit sich ausbreitende Pano-

rama der nur eine halbe Stunde entfernten Niederländischen Hauptstadt begrenzt, welches dem Auge einen erhabenen Kontrast zu dem beschränkten, ländlich-abgeschiedenen Charakter dieses alterthümlich einsamen Besitzthumes bot. —

Das Zimmer über diesem Theile des Gartens, war ein Lieblingsaufenthalt Adelgundens, weil hier die öde Einförmigkeit ihrer stillen, immergleichen Lebensweise, gegenüber dem geschäftigen unruhvollen Treiben und den Vergnügungen der Welt, einen schroffen, anschaulichen Berührungspunkt bildete, in welchem sie eine gewisse Uebereinstimmung mit ihrem eigenen, innersten Wesen erkannte, und welcher daher ihrem Geschmack und Charakter am entschiedendsten zusagte. —

Nach der äußern Erscheinung Adelgundens, hätte man vermuthet, daß sie mindestens zwanzig Jahre zähle, obgleich sie erst sechszehn Mal den Frühling hatte blühen sehen. Wohl nie warf der Spiegel ein vollendeteres, blühenderes

und zugleich jugendlich-schöneres und liebreicheres Bild dieses Alters zurück, als das ihrige. — Ihre Gestalt war schlank, ziemlich groß und fein in ihren Verhältnissen. Ihr kastanienbraunes Haar schmiegte sich im üppigsten Reichthum zu beiden Seiten über eine nicht immer faltenlose Stirn, und von ihren Wangen konnte man sagen, daß das Blut darin nie schlief. Fast mit jedem Augenblicke wechselte die Farbe darauf und immer erschienen sie in diesem Wechsel reiner, milder, holdseliger und jungfräulicher, als zuvor. — In ihrem klaren, blauen Auge, sprach sich Sanftmuth und ein heiterer, fröhlicher Sinn aus. Dennoch lag, für den tiefern Beobachter, in ihrem Angesicht ein nur selten ganz verschwindender Ausdruck stiller Ruhe und überlegenden Ernstes, der bisweilen mit einer gewissen Schwermuth gemischt erschien und ihre Züge nur um so interessanter machte, weil er auf ein reiches Gemüth, auf ein warmes, tiefes Gefühl schließen ließ. — Ihre Stimme war sil-

derhell, nicht laut, und doch so metallreich, so wohltönend, so ganz Harmonie; und wenn sie sprach, lag in ihrem Tone eine außerordentliche Fülle von Seelengüte, Innigkeit, Theilnahme und Mitempfindung, welche bei den ersten Worten ihr jedes Herz gewann. —

Ueberdies bildeten die Eigenschaften ihres Gemüthes etwas Vorherrschendes in ihrem Wesen. Denn obgleich eine den Anforderungen ihrer Jahre am wenigsten entsprechende gesellschaftliche Umgebung, wie Don Aliagamiro und Isaura, verbunden mit einer immergleichen Abgeschiedenheit von Welt und Menschen, keineswegs geeignet sein konnte, die Stimmung ihres Gemüthes zu einer fröhlichen, heitern, wahrhaften auszubilden, so lagen doch nicht allein die Güte, Offenheit und Reinheit, sondern auch, mit nur geringer Unterbrechung, der natürliche, kindliche Frohsinn ihres Herzens, klar auf ihrem Angesichte ausgeprägt und übten einen fortwährenden, unwiderstehlichen Zauber aus. Wer

sie einmal sah, erkannte diesen Zauber und fühlte sich in ihrem Anblicke erwärmt und erfreut. — Aber nie war sie so unaussprechlich schön, nie erreichte ihr Liebreiz einen so hohen Grad, als wenn sie schlief oder, das schöne Haupt nachlässig auf die Hand gestützt, ihren Gedanken sich überließ. Dann war sie das einfachste, edelste Bild vollendeter Weiblichkeit und jugendlicher Anmuth. —

Die geistige Ausbildung Adelgundens war, trotz ihrer unfreiwilligen gänzlichen Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, von der Art, daß sie jedem Stande, auch dem höchsten, Ehre machen konnte. Don Aliagamiro, ihr Vater, Hüter, Erzieher und Lehrer in Einer Person, besaß neben einem reichen Schatz von Kenntnissen und Welterfahrung, nicht geringe Geistesanlagen. Er war genau vertraut mit Gemüth, Neigungen und Fähigkeiten seiner Tochter, und ließ es sich, trotz der außerordentlichen Verderbtheit seines Charakters, angelegen sein, dieselben nach

allen Richtungen hin auf's Vollständigste und mit einer Sorgfalt auszubilden, welche ein größeres Interesse verrieth, als er sonst, Adelgunden gegenüber, an derselben zu nehmen schien. Er unterließ Nichts, was ihr den Betrieb ihrer Studien nicht nur erfolgreich, sondern auch angenehm und anziehend machte; und wenn auch die Verhältnisse ihm das Bildungsmittel des freien gesellschaftlichen Umganges abgehen ließen, so suchte er doch durch entsprechende Benutzung moderner Geisteswerke, das in dieser Hinsicht Fehlende reichlich zu ersetzen. — Und so ward denn unter seiner Pflege und Leitung Adelgundens Geist bereichert mit Schätzen von Kenntnissen, ihr Urtheil ward gekräftigt und ihr Geschmack gebildet und veredelt. — —

Fast ganz von Blumen umgeben, welche in zierlichen und kostbaren Behältnissen um das Fenster herum auf dem Balkon aufgestellt waren, saß jetzt das liebliche Mädchen. Sie hatte ein Buch in der Hand und schien zu lesen.

Allein der auch nur flüchtige Beobachter würde leicht bemerkt haben, wie wenig Aufmerksamkeit sie der Lektüre widmete; denn ihre Augen glitten fast bei jeder Zeile über die Blätter hinweg nach der Gegend hin, wo das in stiller Ehrwürdigkeit daliegende Brüssel mit seinen grauen Thürmen, Kirchen und Palästen, die reizendste und zugleich erhebendste Perspective bot. —

Nachdem sie so etwa eine viertel Stunde dagesessen, legte sie das Buch neben sich nieder, stützte das schöne Haupt nachlässig auf die rechte Armsäule und blickte starr und gedankenvoll in die warme, blaue Luft hinein, während auf ihrem Angesichte, merklicher den sonst, ein Zug tief empfundener Schwermuth hervortrat. Es mußte in ihrem Innern etwas Außerordentliches vorgehen; denn wenige Minuten darauf erschien sie wie von einer heftigen Aufregung ergriffen, deren Ausbruch sie vergebens zu bekämpfen sich bemühte. Ihr Busen hob sich

stürmisch — ein leises Zittern bemächtigte sich ihrer Glieder — und ein leichtes, krampfhaftes Zucken spielte um ihre Mundwinkel.

Endlich schien sie ihre Gefühle nicht mehr bemeistern zu können. Sie erhob sich plötzlich, trat tiefer in's Zimmer zurück und trocknete eine Thräne, die in ihrem Auge perlte.

In demselben Augenblicke vernahm sie in ihrem Rücken die Thür gehen. Sie wandte sich um, und ein langer, hagerer Mann mit einer widerlichen Physiognomie und einer unfreundlichen, verdrossenen Miene stand vor ihr.

Don Aliagamiro war es.

Eine große, fast sechs Fuß hohe, dürre Gestalt, in einem Alter von etwa sechszig Jahren — ein gelbbraunes eingefallenes Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, schmalen, eingekniffenen Lippen, kleinen, dunkeln Augen und gebleichtem, dünnem Barthaar — ein immer lauernder, tückischer Blick — etwas gebückte, schlotternde Haltung — eine schnarrende, wi-

derliche Stimme und eine dürftige, nachlässige Kleidung — das war die äußere Erscheinung Aliagamiro's.

— „Mädchen," sprach er, nachdem er Adelgunden eine Weile schweigend und mit listigem Auge betrachtet hatte, „Mädchen, Dein Beichtiger blieb heute Früh länger in Deinem Zimmer, als sonst."

— „Was meint Ihr damit?" fragte Adelgunde, als Aliagamiro schwieg und eine Antwort zu erwarten schien.

— „Was ich damit meine?" rückfragte er, indem sein Gesicht sich zu einem höhnischen Lächeln verzog, und setzte dann hinzu: „Ich will nicht hoffen, daß der Pater von andern Dingen mit Dir spricht, als was seines Amtes ist und seiner Lehre frommt."

— „Wie kommt Ihr darauf?" versetzte das Mädchen, die Farbe wechselnd und nicht ohne sichtbare Verlegenheit.

Der Don schwieg einen Augenblick und sagte dann mit kalter, schneidender Betonung:

— „Wie ich darauf komme, Mädchen? das will ich Dir sagen, und merke es Dir besser, als das Erstemal. Wenn ich wieder jenen Mann unter Deinem Fenster erblicke, dann wird er zum letzten Male meinen Grund und Boden betreten haben. Ich hoffe mit der dritten Kugel nicht zu fehlen. Merke Dir das.“

Mit diesen Worten wandte er sich um, und schritt der Thür zu. Doch hatte er dieselbe noch nicht erreicht, als er nochmals zu dem ihm schweigend und bestürzt nachblickenden Mädchen zurück kehrte. Er blieb wenige Schritte vor ihr stehen, beobachtete sie einige Sekunden lang und sprach dann:

— „Dein Vater, Mädchen, hat mir gesagt, daß Du seit einiger Zeit Dich anders gegen ihn zeigest, als sonst.“

— „Anders? — Wie soll ich das verstehen? — “

— „Er meint, daß Du Dich nicht so liebreich, so ergeben gegen ihn nimmst, als es sich gebührt.“

— „Und wie gebührt es sich?“ fragte Adelgunde ohne aufzublicken, mit leiser, fast zitternder Stimme.

Aliagamiro antwortete nicht gleich, sondern heftete einen listigen Blick auf die Gestalt des Mädchens. Dann trat er ihr einen Schritt näher und sprach mit etwas niedergehaltener Stimme:

— „Die Liebe, die Zuneigung, die Zärtlichkeit, welche er gegen Dich äußert, in demselben Maaße zu erwiedern — allen seinen Wünschen zuvor zu kommen — und vor Allem, worin es auch sei, unbedingten, willigen Gehorsam zu leisten . . . Hörst Du? worin es auch sei,“ setzte er besonders betonend hinzu.

— „Aliagamiro,“ sprach Adelgunde, indem plötzlich alles Blut aus ihren Wangen entwich, mit kaltem Ernst, „Ihr scheint mir Etwas sa-

gen zu wollen, wozu es Eurer Zunge an Muth gebricht. Ich kann Euch so nicht verstehen. D'rum sprecht Euch deutlich aus . . . Was ist's, das Ihr mir sagen wollt und nicht zu können scheint?"

— „Es ist das," versetzte Aliagamiro mit einem bedeutsamen Blinzeln seiner kleinen, tückischen Augen, „es ist das, was ich Dir eben gesagt habe. Du sollst ihm in Allem willigen, blinden Gehorsam leisten. Verstehe mich: in Allem."

— „Ich thue es in allem, was ein Vater von seinem Kinde fordern kann," entgegnete Adelgunde, während ein krampfhaftes Zucken ihrer Lippen die Bewegung in ihrem Innern verrieth.

— „Aber es giebt Väter, Mädchen — es giebt Väter, welche zu ihren Kindern in keiner so nahen Blutsverwandtschaft stehen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt . . . Und solchen Vätern sind auch andere Anforderungen

erlaubt . . . Du wirst mich verstehen, Mädchen."

Hiermit wandte er sich um, und ging.

Adelgunde blieb einen Augenblick wie versteinert stehen. Dann warf sie sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, schluchzend auf ein Sofa nieder. —

Sechstes Kapitel.

Die beiden Nebenbuhler. — Eine Täuschung. — Das Ungewitter. — Der Entschluß und seine Ausführung. — Der ungebetene Gast. — Ein folgenreicher Auftritt. —

Zehn Uhr war vorbei. Die Nacht hatte längst den Abend verdrängt und die erfrischendste Kühle, von einem milden Südwestwinde dahergetrieben, folgte der drückenden Hitze eines schwühlen Junitages. Der Himmel war ganz von Wolken bedeckt; nur hin und wieder ließ sich ein Sternchen blicken, und es herrschte daher eine größere Dunkelheit, als sonst die Nächte der warmen Jahreszeit mit sich zu bringen pflegen. —

Um diese späte Stunde sah man auf einem Seitenpfade in jener Gegend vor dem Löwener Thore zu Brüssel, in welcher, neben einer Menge durch Pracht und Reichthum sich auszeichnender Besitzungen, auch die minder prunkvolle, ja vielmehr eine düstere Abgeschiedenheit verrathende, Don Aliagamiro's sich befand, zwei männliche, dicht in Mäntel gehüllte Gestalten auf und nieder gehen, welche abwechselnd, bald auf die Stadt zurück, bald wieder seitwärts auf die große Fahrstraße blickten und offenbar Jemand zu erwarten schienen.

Der größere dieser beiden Männer hatte die obere Hälfte des Gesichts mit einer Larve von schwarzem Taffet bedeckt, und zeichnete sich vor dem andern, kleinern, durch eine außerordentliche Unruhe aus, welche sich in allen seinen Bewegungen bemerkbar machte, indem er öfters als Jener stehen blieb, mit einer fast ängstlichen Ungeduld in die Ferne spähte, dann mit dem Blicke auf irgend einen Gegenstand

haften blieb und darauf wieder, als ob er sich in seiner Erwartung abermals getäuscht, unmuthig vorwärts schritt.

Nachdem Beide, in welchen der Leser wohl schon St. Truyen und den Pater Belasius erkannt haben wird, noch einige Minuten schweigend neben einander fort gegangen waren, wandte sich der Erstere mit den Worten an seinen Begleiter:

— „Ihr habt Euch entweder in der Stunde geirrt, mein Vater, oder Ihr seid hintergangen worden.“

— „Keins von Beidem, mein Sohn,“ entgegnete der Geistliche, mit etwas gedämpfter Stimme. „Aber Eure Ungeduld mag Euch die Zeit wohl etwas länger werden lassen, als sonst.“

Der Pater hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als sich seitwärts, von der großen Fahrstraße her, ein Geräusch vernehmen ließ.

St. Truyen neigte das Ohr nach der Richtung des Weges hin und blieb einige Sekunden horchend stehen.

— „Er ist's!" rief er endlich seinem Begleiter zu, während der fast zitternde Ton und die Hast, mit welcher er diese Worte aussprach, zur Genüge seine Unruhe so wie die außerordentliche Spannung seiner Erwartung bekundeten.

— „So laßt uns einstweilen, bis er näher heran gekommen, hier hinter die Hecke treten. Wir müssen abwarten, welchen Weg er einschlagen wird; denn ich zweifle, daß er die gerade Straße beibehält."

Hiermit zog der Pater seinen Begleiter fast gewaltsam mit sich fort, bis er eine in der Nähe befindliche niedrige Taxuswand erreichte, von wo aus man, ohne bemerkt zu werden, rings umher die ganze Fläche, von der Stadt bis zu dem genommenen Standpunkte, genau übersehen konnte. —

Hier mochten Beide etwa zehn Minuten verweilt haben, als auf der ihnen gegenüber sich hinziehenden Fahrstraße, die Umrisse eines großen, ganz verdeckten Reisewagens sichtbar wurden, welcher, trotz der Bespannung von vier muthigen Rossen, sich in dem außerordentlich tiefen Sande doch nur äußerst langsam fortzubewegen vermochte. — St. Truyen und sein geistlicher Begleiter blieben während dessen ruhig an ihrem Platze. Sie schienen die völlige Annäherung des Fuhrwerks abwarten zu wollen; doch verharrten sie auch noch in ihrer Stellung, als sich dasselbe ihnen bereits bis auf etwa hundert Schritte genähert hatte.

Als der Wagen endlich in der Richtung ihres Versteckes und in einer kurzen Entfernung von demselben angekommen war, bog er plötzlich rechts vom Wege ab und fuhr dann im Trabe eine Strecke über den weichen Wiesengrund hin, bis er, etwa zwanzig Schritte im Rücken der Hecke, Halt machte. Der Kutscher

sprang vom Bocke, öffnete den Schlag, und eine hohe, dicht in einen Mantel gehüllte männliche Gestalt stieg aus, welche, nachdem sie sorgfältig nach allen Seiten umhergeblickt hatte und dann dem Kutscher einige Verhaltungsbefehle ertheilt zu haben schien, sich einem Fußpfade zuwandte, welcher, auf einem kleinen Umwege, nach dem Besitzthum Don Aliagamiro's führte. —

Unterdessen hatte St. Truyen, nachdem der Pater, bis zu seiner Rückkehr, verabredetermaßen, sich etwas weiter nach der Stadt zu zurückgezogen, seinen Platz verlassen, in der Absicht, sich auf einem kürzern Wege ungesehen an den Eingang der Besitzung zu begeben und dort sich von der Identität seines muthmaßlichen Nebenbuhlers zu überzeugen. Die Dunkelheit der Nacht, seine Ortskenntniß, so wie das bedeckte Terrain, begünstigten seine Absicht. In weniger als fünf Minuten, war er an der Gartenpforte des Gehöftes angelangt, und rasch

und krampfhaft hob sich seine Brust, als er nun hinter einem Gesträuch, welches ihm, ohne von Außen her bemerkt werden zu können, die Aussicht auf den Eingang frei ließ, Platz genommen hatte und hier schweigend, den Athem niederhaltend, der Annäherung seines Feindes harrte. —

Die Glocken in dem nah gelegenen Brüssel verkündeten bereits die elfte Stunde. Noch immer war Niemand zu hören, und von Ungeduld angetrieben, trat St. Truyen aus seinem Versteck hervor. Da vernahm er plötzlich leise Schritte. Er blickte auf, und sah seinen Mann, in kurzer Entfernung von sich, über die Mauer steigen, schnell und geräuschlos den Garten durcheilen und darauf in die Thür des Hauses verschwinden.

Alles dies war das Werk weniger Sekunden, und St. Truyen glaubte geträumt zu haben, als er so unerwartet und so urplötzlich seine Absicht vereitelt sah.

— „Du entgehst mir dennoch nicht!“ sprach er nach einer Pause finster in sich hinein, während er, die Arme über einander geschlagen und in tiefes Nachdenken versunken, regungslos dastand, das Auge starr und unverwandt auf das Gehöft gerichtet.

Einige große Tropfen, welche jetzt schnell hinter einander auf ihn herabfielen und welchen bald der heftigste Regenguß folgte, so wie ein jähes, blendendes Wetterleuchten, von dem dumpfen Rollen eines heraufziehenden Gewitters begleitet, weckten ihn plötzlich aus seinen Gedanken. Ueberrascht blickte er auf, sah sich dem wüthendsten Unwetter ausgesetzt, und im Nu war sein Entschluß gefaßt.

Bereits triefend von Nässe, eilte er durch die Pforte, den Garten entlang, auf das in düsterer Einsamkeit liegende Gebäude zu. Ein Lichtschimmer, welcher durch die Fensterläden der untern Räume fiel, diente ihm als Führer. Die Maske sich vom Gesichte reißend, trat er

auf den Flur, dann in eine Art Vorhalle, und ehe er selbst noch wußte wie, befand er sich in einem mit bequemer Eleganz eingerichteten matt erhellten Zimmer. Es war leer. Aber von einem anstoßenden Gemache her, dessen Thür nur halb angelehnt war, drang die Stimme eines ihm wohlbekannten Mannes in sein Ohr. Mechanisch schritt er weiter, öffnete — und stand wie angewurzelt.

Im Hintergrunde, auf einem Divan, in der einfachen, schwarzen Kleidung eines Niederländischen Bürgers, saß Granvella, und in kurzer Entfernung von ihm, mit abgewandtem Gesicht und in leichtem Nachtgewande, stand Adelgunde, eben bemüht, ihre Hand, welche der Kardinal fest in der seinigen hielt, gewaltsam loszumachen.

Zitternd und glühend vor Angst, Zorn und Abscheu, hatte sie den Eintritt St. Truyen's nicht gleich bemerkt. Doch jetzt blickte sie auf, stieß einen Schrei aus und sank, das Gesicht

mit ihrem Taschentuche verhüllend, auf einen Sessel nieder.

Dies Alles war indeß das Werk von kaum einer Sekunde. Denn Granvella, durch das Erscheinen des ungebetenen Gastes nicht minder erschreckt und bestürzt als dieser selbst, hatte die Hand Adelgundens gleich fahren lassen. Und ganz seiner Weltklugheit vergessend, welche ihn abgehalten haben sollte, einen Auftritt mit einem Manne zu veranlassen, welcher sein Untergebener und, wie er bereits von Aliagamiro erfahren hatte, sein begünstigter Nebenbuhler war, welchen daher zu besiegen ihm nur wenig Ehre bringen konnte, war er zugleich schäumend vor Wuth von seinem Sitze aufgesprungen und stürmisch auf den Eintretenden zugeschritten. Doch, als ob er plötzlich das Indiscrete seines Benehmens fühle, blieb er einen Augenblick schweigend vor St. Truyen stehen und sagte dann im Tone ruhigen Hohnes, dem jedoch eine schlecht verhehlte Aufregung anzumerken war:

— „Ihr seht mich in Verlegenheit, St. Truyen, Euch auf meinem Landhause würdig zu empfangen. Indeß habt Ihr wohl die Güte, mir zu sagen, wer von meiner Bedienung die Ehre Eures Besuches sich erbeten, — damit ich ihn veranlasse, nach meinem Wunsche für Euch zu sorgen.“

Die Gedanken St. Truyen's waren in dem Augenblicke, als er so angeredet wurde, in einer Verfassung, welche nur ein ganz außerordentliches Mißgeschick hätte erschüttern können, und vor welcher daher alles kleinere Ungemach in Nichts zerrann. Aus diesem Grunde war er, obgleich er bei der Anrede des Kardinals wohl ein wenig stutzte, nicht um eine Antwort in Verlegenheit. Und er gab dieselbe ungesäumt, ohne die absichtliche Beleidigung, welche in den Worten Granvella's lag, direct zu erwiedern, und dadurch seinem Zwecke oder sich selbst Etwas zu vergeben, indem er sich leicht verbeugte und sprach:

— „Eure Eminenz werden wohl begreifen, wie wenig vorbereitet ich darauf sein mußte, hier in Euch den Hausherrn zu begrüßen. Auch dürfte es für mich wohl nicht an der Tageszeit sein, um selbst dem Besten Eurer Diener die Ehre meines Besuches zu erweisen. Aber ich befand mich eben auf dem Wege, um dem geheimen, sündvollen Treiben eines Menschen nachzuspüren, der bei Tage sich hinter den Nimbus der Heiligkeit versteckt, um in der Nacht desto ungefährdeter seinen schlechten Zwecken dienen zu können. Wie Eure Eminenz ein Blick auf meine Kleidung belehren wird, hat mich bei meinem Unternehmen ein plötzliches Unwetter überrascht und so mein Erscheinen in einem Hause veranlaßt, in dessen Besitzer ich einen Helfeshelfer jenes nichtsnützigen Menschen zu finden geglaubt, um dessen Entdeckung es mir zu thun gewesen. Eure Eminenz werden daher meinen späten, unzeitigen Besuch auf Ihrer Be-

sitzung, wohl als die Folge eines verzeihlichen Irrthums zu betrachten belieben."

Der Kardinal, eben so überrascht durch die Fassung, als beschämt und tief verletzt durch das energische, unerwartete Benehmen seines ungebetenen Gastes, war einen Augenblick sichtbar verwirrt, und St. Truyen, in der Absicht eine noch heftigere Collision zu vermeiden, wollte die Verwirrung seines Gegners eben benützen und sich entfernen, als derselbe ihm mit den Worten in den Weg trat:

— „Ich bitte, verzieht noch einen Augenblick und erlaubt mir die Frage, wer jene Person und was ihr Treiben ist, dem ihr in so später Stunde nachzuspüren Euch bewogen findet. Ihr werdet einsehen, daß solche Ereignisse in der Nähe meines Besitzthums mich interessiren müssen, und sei es auch nur, um die Ehre Eures etwa künftigen ähnlichen Besuches, angemessener würdigen zu können, als in diesem Augenblicke."

St. Truyen richtete sich wie in gereiztem Ehrgefühle auf, und sprach mit Ernst und Nachdruck, obgleich noch immer nicht ohne eine gewisse Rücksicht in Ton und Haltung:

— „Wenn Eure Eminenz in meine Worte, so weit sie die unmittelbare Ursache meines Erscheinens erklären, Zweifel setzen, so muß ich annehmen, daß Ihr damit nur eine Beleidigung gegen mich aussprechen wollt, die mich indeß nicht treffen kann, weil Ihr die richtige Beantwortung Eurer Frage wohl in Eurem eigenen Gefühle, in Eurem eigenen Bewußtsein finden werdet. Ich hoffe, daß diese Antwort Euch genügen wird.“

— „Nicht so vollkommen, wie Ihr vielleicht denkt;“ erwiederte Granvella mit einem Lächeln, in welchem sich ein Hohn und eine Verachtung aussprachen, größer und bitterer, als er es mit Worten hätte thun können, und fuhr dann mit diesem Ausdrucke fort: „aber Ihr habt mir durch Eure Antwort Gelegenheit

gegeben, zu bewundern, wie meisterhaft Ihr es anzufangen wißt, Euch aus der Schlinge zu ziehen, wo Eure Ehre auf dem Punkte steht, sich selber das Urtheil ihrer Vernichtung auszusprechen. Ich danke Euch indeß für Euren zufälligen Besuch, St. Truyen, und wünsche Euch eine gute Nacht. — "

Mit diesen Worten kehrte Granvella seinem Gaste lachend den Rücken und wollte auf Adelgunde zu schreiten. Allein in demselben Augenblicke vertrat ihm St. Truyen, statt sich zu entfernen, rasch den Weg und sagte, alle Rücksicht vergessend, und mit einiger Heftigkeit:

— "Nicht so, Eminenz! Ihr möget wohl Ursache haben, Eure eigene Ehre mit Recht in Zweifel gezogen zu sehen, und wollt Euch nun schadlos halten, so gut Ihr könnt. Es ist dies eine elende Ausflucht, die ich Euch nicht streitig machen will. Doch hütet Euch wohl, es auf Kosten m e i n e r Ehre zu thun! — "

Granvella hatte bei diesen Worten ganz seine Selbstbeherrschung verloren. Die Farbe wechselnd und zitternd vor Wuth, rief er mit drohender Geberde:

— „Elender Knecht! Du willst hier mit meiner Ehre rechten? Unverschämter! Geht mir aus den Augen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch durch meinen niedrigsten Diener zur Thür hinauswerfen lasse!"

St. Truyen ward bleich wie der Tod und blieb ruhig an seinem Platze. Dann blickte er mit kalter Verachtung auf seinen Gegner herab und sprach:

— „Armer, elender Prahler mit Macht und Ehre! Ihr möget, in die Heiligkeit der Kirche — in die Glorie der Majestät gehüllt, wohl die große, verwirrte Menge blenden und unüberwindlich sein können. Doch mir gegenüber, und Angesichts Eurer schlechten That, hält dieser falsche Zauber nicht die Probe, und

Eure Waffe ist zerbrechlich, wie die Ruthe eines Knaben! Elender, nehmt meine **Verachtung**! —"

Hiermit wandte St. Truyen sich der Thür zu, und ging seines Weges.

Siebentes Kapitel.

Die Heimkehr.

Nachdem St. Truyen den Schauplatz seines ärgerlichen und in seinen muthmaßlichen Folgen bedenklichen Auftrittes verlassen hatte, sah er wohl ein, daß nach dem, was vorgefallen, es nicht rathsam sei, noch an demselben Abende, wie es verabredet worden, eine Zusammenkunft mit der Geliebten zu wagen, und eilte daher dem Wege zu, wo er, verabredetermaßen, den Pater Belasius, anzutreffen hoffte. Er war außerordentlich aufgeregt und keines ruhigen, zusammenhängenden Gedankens fähig, als er den einsamen Fußpfad dahin ging, bis er in

kurzer Entfernung, unter einem Baume, eine dunkle Gestalt auftauchen sah, die er für den seiner Rückkehr harrenden Pater hielt.

— „Seid Ihr's, mein Vater?" fragte St. Truyen, nachdem er sich der Gestalt bis auf wenige Schritte genähert hatte.

— „Ich bin's, mein Sohn," antwortete der Geistliche, indem er seinen ganz über's Gesicht zusammen geschlagenen Mantelkragen ein wenig fallen ließ. —

Während nun Beide langsam der Hauptstadt zu schritten, erzählte St. Truyen dem Pater von seinem Zusammentreffen mit dem Kardinal, so wie alle Einzelheiten des zwischen demselben und ihm stattgehabten heftigen Auftrittes, und schloß mit der Bemerkung, daß er die Folgen dieses Vorfalles zwar nicht fürchte, aber es doch für gerathen halte, darauf Bedacht zu nehmen, daß er sich den etwaigen Maßregeln des Kardinals nicht unvorbereitet finden lasse.

Nachdem der Pater die Mittheilung seines Begleiters zwar nicht ohne Anzeichen von Bestürzung, aber doch ruhig mit angehört hatte, schien er das Vernommene sorgfältig in Erwägung zu ziehen, und als er darauf eine Weile neben St. Truyen fortgegangen, sprach er endlich zu demselben:

— „Es ist dies, mein Sohn, eine unvorhergesehene und daher bedenkliche Begebenheit, die unserer Sache sehr gefährlich werden kann.“

— „Aber sie ist nun einmal nicht ungeschehen zu machen, mein Vater, und wir müssen darum ihrer Wirkung vorzubeugen suchen,“ entgegnete St. Tich Er bestimmt und entschlossen.

— „Das zwei leicht gesagt; doch wie die Sachen stehen, schwer gethan. Der Bruch zwischen Euch und dem Kardinal kommt meinem Plane zu plötzlich und um Vieles zu früh.“

— „Wer weiß, wozu es gut ist.“

— „Das, mein Sohn, ist ein Trost für den, der schon verloren giebt.“

— „Keineswegs mein Vater.

— „Nun, sagt mir, besitzt Ihr Mittel, um Euch gegen eine Gewaltmaßregel des Kardinals zu schützen?“

— „Vollkommen, so fern Ihr mir unter allen Umständen den Weg zur Herzogin frei haltet.“

— „Wenn das ist, dann bin ich zufrieden. Ja ich darf dann sogar hoffen, daß manches Wesentliche in unserer Sache sich nun schneller zu unserm Vortheile gestalten wird,“ sprach der Pater beruhigt.

— „Aber was soll aus Adelgunden werden, mein Vater?“ nahm heiten if St. Truyen das Wort. bten

— „Seid deshalb ohne Sorgen.“

— „Ihr werdet einsehen, daß ihre Lage jetzt um so schwieriger und gefährlicher sein muß.“

— „Das, mein Sohn, habe ich schon frü-

her bedacht, und meine Anstalten sind danach getroffen;" entgegnete der Pater.

— „Vor Allem muß sie der Gewalt Aliamiro's entzogen werden."

— „Eine schwere Aufgabe, die ich jedoch zu lösen hoffe. Ich habe bereits die nöthigen Schritte gethan. Doch sagt mir, habt Ihr keine Vermuthung, von welcher Seite der Kardinal, um die angethane Beschimpfung zu rächen, Euch angreifen wird?" fragte der Pater.

— „Ich habe darüber schon nachgedacht, mein Vater."

— „Nun?"

— „Wie ich Granvella kenne, habe ich in dieser Hinsicht zwei Voraussetzungen: entweder er wird den ganzen Vorfall scheinbar ignoriren und im Geheimen gegen mich wirken, oder er erlaubt sich einer Gewaltmaßregel, durch welche er mich außer Stande zu setzen gedenkt, mich meiner Gegenwirkungen bedienen zu können."

— „Und welches von Beiden hält Ihr als das Wahrscheinlichste?“

— „Das Letztere.“

— „Gut, mein Sohn. Ich hoffe, Ihr werdet Euch auf jeden Fall vorbereitet finden lassen.“

— „Seid dessen versichert und thut Ihr indeß, was Adelgundens Schicksal betrifft, das Eurige.“

— „Verlaßt Euch darauf.“

Die Dahingehenden hatten jetzt das Thor der Hauptstadt erreicht, wo sie noch über Einiges in ihrer Angelegenheit Verabredung nahmen, sich dann trennten und ihren Wohnungen zu schritten. —

Achtes Kapitel.

Eine geheimnißvolle Unterredung. — Aliagamiro. —

Kehren wir noch einmal auf die Besitzung Aliagamiro's, in das Zimmer zurück, wo wir den Kardinal verlassen haben. —

Nicht so bald hatte St. Truyen sich entfernt, als Granvella, in finsteres Sinnen verloren, eine Zeit lang schweigend und gesenkten Hauptes vor sich nieder starrte, bis er plötzlich, wie von einem Gedanken ergriffen, sich aufrichtete, mit einer gewissen Hast auf Adelgunde zu schritt und in einem Tone, welcher die gewaltsam niedergehaltene Aufregung des Sprechenden zur Genüge bekundete, zu ihr sagte:

— „Mädchen, Du siehst, ich kenne nun den Grund Deiner Weigerung. Aber ich werde Mittel finden, Dich willig zu machen. Doch rathe ich Dir, es nicht auf's Aeußerste zu treiben, denn Du könntest es bereuen."

Die so Angeredete, welche während des ganzen stattgehabten Auftrittes, wie betäubt vor Schrecken, Staunen und Bestürzung, regungslos dagesessen hatte und erst jetzt wieder zu sich gekommen zu sein schien, erwiederte Nichts, sondern erhob sich mühsam von ihrem Platze, warf einen kalten, verachtungsvollen Blick auf Granvella und verschwand in das anstoßende Gemach, dessen Thür sie hinter sich verschloß. —

— „Ohnmächtiges, widerspenstiges Ding!" sprach der Kardinal, als er demnächst sich allein sah, halblaut zu sich selbst. „Du kennst nun zwar meinen Namen — doch meine Macht kennst Du noch nicht. Verlaß' Dich darauf, ich werde Deinen Trotz zu brechen wissen, ohne

mich weiter einer Gefahr auszusetzen . . . Und er — St. Truyen — er soll mir's büßen!"

Mit diesen Worten zog er eine Klingel. Wenige Minuten darauf erschien die hagere, widrige Gestalt Aliagamiro's und blieb in knechtischer Unterwürfigkeit vor Granvella stehen.

— „Folge mir!" sprach dieser, während er einen Handleuchter vom Tische nahm, das Zimmer verließ und dann, über den Hausflur weg, einem im entferntesten Winkel des weitläuftigen Gebäudes gelegenen Gemache zu schritt, welches er seinem Begleiter zu öffnen befahl.

Als darauf Beide eingetreten waren, verriegelte der Kardinal sorgfältig die Thür, zog ein Paar große, dunkele Vorhänge über die bereits mit Läden dicht verschlossenen Fensterwölbungen, und ließ sich dann auf einen Sessel nieder, während Aliagamiro in demüthigschweigender Erwartung verharrte.

— „Höre mich an, Aliagamiro," nahm Granvella nach einer Pause das Wort. „Diese

Besitzung betrachtest Du von diesem Augenblicke an, als mein Eigenthum. Den Kaufschilling kannst Du morgen bei mir in Empfang nehmen."

Der Angeredete antwortete durch eine Verbeugung stummen Gehorsams.

— „Ferner," fuhr Jener darauf fort, „wirst Du das widerspenstige Mädchen in der morgenden Nacht in aller Stille nach Mecheln schaffen und sie dort der Gewahrsam eines Priesters übergeben, an den ich Dir ein Schreiben einhändigen werde. Ich hoffe das eigensinnige Ding dort zahm zu machen."

— „Verzeiht, Eminenz," entgegnete jetzt Aliagamiro schüchtern und voll tiefer, knechtischer Unterwürfigkeit, „verzeiht, wenn Ihr mit der Entfernung des Mädchens weiter keinen Zweck vorhabt, als den, welchen Ihr mir sagt, so würde ich Euch auf schnellerm und weniger umständlichem Wege dienen können."

— „Ich verstehe Dich. Aber ich will, so lange es angeht, alle strengen und gewaltsamen Maßregeln vermeiden. Auch habe ich dabei noch einen andern wichtigen Zweck im Auge. Ich will das Mädchen zugleich von einem Orte entfernen, wo sie noch dritte Personen zu finden wissen. Ich erkenne das als nothwendig, und Du wirst also thun, wie ich Dir geheißen. Und merke Dir," setzte er dann, indem er sich erhob und näher auf Aliagamiro zu schritt, mit niedergehaltener Stimme hinzu, „für das geringste Versehen, für die kleinste Unvorsichtigkeit, haftest Du mir mit Deinem Kopfe. Du kennst meine Gewalt und weißt, daß Dein Leben längst dem Gesetze verfallen ist."

Hiermit entriegelte Granvella die Thür, hüllte auf dem Hausflur sich schweigend in seinen Mantel und eilte demnächst durch den Garten, dem Orte zu, wo sein Wagen ihn erwartete. —

„Elender, betrogener Tyrann!" sprach Ali-

agamiro mit schadenfrohem, fast unheimlichem Lächeln, als er hinter Granvella sorgfältig das Haus geschlossen, die Treppe hinauf gestiegen war und sich in sein Zimmer zurück gezogen hatte, „betrogener Tyrann! Wenn Du ahntest, wenn Du wüßtest . . . Doch Geduld, — bald wird die geheimnißvolle Saat — die jahrelange Rache ihre süßen Früchte tragen . . . Bald, Priester, wirst Du Dir das letzte Haar aus Deinem verfluchten Schädel raufen, und Verzweiflung wird Dein teuflisch Herz zerfleischen! — "

Bei den letzten Worten nahm das blasse, hagere Gesicht Aliagamiro's, an und für sich schon geeignet, mächtige Regungen auszudrücken, plötzlich den fürchterlichsten Affect des Zornes, der Rachsucht und triumphirender Freude an. Stirn, Auge und Lippen arbeiteten krampfhaft. Stürmisch hob sich die Brust, und der Athem ging kurz und schwer, während den ganzen Körper von Zeit zu Zeit ein gewaltsames, widernatürliches Zucken ergriff.

Doch dauerte dieser Entsetzen erregende Zufall nicht lange. Wie aus einem schweren Traume erwachend, richtete er sich plötzlich auf, schritt einem Pulte zu, öffnete dasselbe und nahm aus einem noch besonders verschlossenen Fache, ein kleines, goldenes Medaillon. Seine Hände zitterten, als er das Bild erfaßt hatte, und alle die gehässigen Leidenschaften, welche sich sonst beständig in seinen Mienen abspiegelten, so wie alle übrigen Regungen eines finstern, mit sich selbst zerfallenen Geistes, deren äußern Merkmale einen vorherrschenden Zug seines Charakters bildeten, schienen ihn plötzlich verlassen zu haben. Mit einer Bewegung, welche ankündigte, daß er auch noch edler Empfindungen fähig, nahm er ein Licht zur Hand und betrachtete das Medaillon eine Zeit lang mit einem Blicke, worin sich, neben dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit, das tiefste Gefühl von Mitleid, Schmerz und Kummer aussprach. Er drückte das Bild mehrmals an sein Herz

küßte es leidenschaftlich und legte es dann mit einer gewissen Pietät wieder an seinen vorigen Platz. Doch kaum war dies geschehen, als auch sein ganzes Wesen wieder wie umgewandelt erschien. In seinen Augen blitzte das unlautere Feuer der Rachsucht, Grausamkeit und Tücke. Die schmalen, bleifarbenen Lippen, bewegte ein krampfhaftes Zucken, und um die gelben, eingefallenen Mundwinkel, spielte ein lebhafter Zug hämischer Freude und tiefer Verworfenheit.

So stand er, umgeben von nächtlicher Stille, einen Augenblick regungslos da, bis er, wie von einer unsichtbaren, feindlichen Macht angetrieben, ein Licht ergriff, jählings auf einen Winkel des Zimmers zuschritt und daselbst eine künstlich eingesetzte Thür öffnete, welche in ein kleines, alterthümliches, fast ganz leeres Gemach führte. — Ein ziemlich niedriger, im Hintergrunde aufgestellter, stark mit Eisen beschlagener Kasten von etwa fünf Fuß Länge —

daneben ein Tisch, auf welchem sich einige Papierrollen, nebst einer Menge anderer Briefschaften befanden, so wie ein Sessel daran, machten das ganze Emmeublement aus und gaben dem an und für sich schon einsamen Orte, ein düsteres, unheimliches Ansehen.

Als die bleiche, welke Gestalt Aliagamiro's eingetreten war und an dem Tische Platz genommen hatte, langte er aus einer, in der Wand angebrachten Vertiefung, einen Krug nebst Becher hervor, schenkte sich ein, und den Becher mit einem tiefen Seufzer leerend, murmelte er die Worte vor sich hin: „dies, Elvira, auf ein baldiges Gelingen meines Werkes — meiner Rache!"

Demnächst nahm er mehre von den Briefschaften, so wie einige der Papierrollen, welche auf dem Tische lagen, zur Hand, öffnete sie und schien damit eine Vergleichung der Handschriften anzustellen. Dann schrieb er in den Letztern hin und wieder eine Bemerkung nieder

und fuhr mit dieser Beschäftigung ununterbrochen fort, bis der letzte Rest der Nacht verstrichen war.

Erst als der anbrechende Tag durch die kleinen, bestaubten Fenster des einsamen Gemaches schimmerte, verließ Aliagamiro dasselbe, verschloß sorgfältig die geheime Thür und begab sich dann in ein anderes Zimmer, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, deren sein sichtbar erschöpfter Körper im hohen Grade bedürftig war. —

Neuntes Kapitel.

Margaretha von Parma. — Ein Gespräch. — Granvella, St. Truyen und Adelgunde, als Gegenstand desselben. —

Am nächsten Morgen war es noch ungewöhnlich früh, als der Pater Belasius sich bereits im Palaste der Regentin eingefunden hatte. Nachdenklich schritt er im Vorsaale auf und nieder, zuweilen einen Blick auf die Thür werfend, welche zu den Gemächern der Herzogin führte und durch welche er eben einen der diensthabenden Pagen abgeschickt hatte, um nachzusehen, ob Margaretha sich schon in ihrem Kabinette befinde.

Nach Verlauf weniger Minuten kehrte der Page zurück und gab dem Pater ein Zeichen, daß er eintreten möge. —

In ihrem Arbeitszimmer, einem kleinen, einfachen Gemache, vor einem mit Papieren bedeckten Tische, saß Margaretha von Parma, und in dem gewöhnlichen ernsten, geschäftvollen Wesen derselben, lag wenig, woraus selbst der erfahrene, menschenkundige Pater, welcher jetzt eingetreten war, die Anzeichen von Gunst oder Ungunst, von guter oder schlimmer Laune hätte wahrnehmen können.

Nach kurzem Schweigen legte die Herzogin einige Briefe, mit deren Durchsicht sie eben beschäftigt gewesen, bei Seite, richtete ihr dunkles, stetes Auge, auf den Geistlichen und sprach mit herablassendem Wohlwollen:

— „Ich danke Euch von Herzen, mein Vater, daß Ihr mir Gelegenheit zu einem guten Werke gegeben habt. Ich habe bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen und meiner

Oberhofmeisterin befohlen, mir nach der Frühmesse Euren Schützling vorzustellen. Und finde ich das Mädchen so, wie Ihr sie mir geschildert, so darf sie meines persönlichen Schutzes und meiner vollsten Gunst versichert sein."

— „Der Himmel wird's Euch reichlich lohnen, meine Tochter," entgegnete der Pater, sich mit frommer Miene der Herzogin nähernd. „Eure Hülfe kommt dem armen Kinde in diesem Augenblicke wie ein sichtbarer göttlicher Beistand. Denn die Macht der Bosheit, welche geschäftigt ist, ihr frommes Herz und ihre reine Tugend durch Gewalt und Arglist zum Fall zu bringen, ist bereits nahe daran, ihren teuflischen Sieg davon zu tragen."

— „Abscheulich! Und das Alles, sagt Ihr, geht von einem Manne aus, der mein größtes Vertrauen genießt und welcher täglich persönlich mit mir verkehrt?"

— „So ist's, meine Tochter. Doch das wäre noch das geringste Uebel an seinem

sündvollen Trachten. Aber eben dieser Mann ist . . . Doch — verzeiht — ich will Euch nicht aufbringen."

— „Wer ist's?" fragte Margarethe aufmerksam, als der Pater sich unterbrach und mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen schien.

— „Ein Geweihter der Kirche," sprach der Geistliche kalt und trocken.

— „Unmöglich!"

— „Wie ich Euch sage."

— „Es kann nicht sein, mein Vater. Denn, außer Euch, kenne ich nur Einen Priester, der auf Eure Beschreibung passen könnte, und dieser Eine . . . "

— „Steht zu hoch über einen solchen abscheulichen Verdacht, wollt Ihr sagen. Glaubt mir, meine Tochter, wenn dieser Mann weniger hoch stände, würde er vielleicht tugendhafter sein," bemerkte der Geistliche mit listiger Miene.

— „Also Granvella?“ fragte Margaretha, indem sie sich erhob, mit einer Entrüstung, welcher der ruhige Beobachter jedoch leicht einen Zug innerer Schadenfreude anmerken konnte.

— „Wie Ihr sagt — der Kardinal;“ bestätigte der Pater und fuhr nach einer Pause fort: „doch ist dies nicht das einzige Opfer, welches Granvella seinem schmachvollen Begehr zum Ziele gesteckt. Ein würdiger, fähiger, verdienstvoller Diener Eurer Hoheit hat den Muth gehabt, sich zum Beschützer Adelgundens aufzuwerfen . . . Und das Verderben dieses Mannes ist nun vom Kardinal beschlossen, vielleicht weniger darum, weil er ihm seines abscheulichen Zweckes wegen unbequem ist, als vielmehr, weil er die Wissenschaft desselben um seine geheimen Sünden fürchtet.“

— „Wer ist dieser Mann?“

— „Der Rath St. Truyen — Granvella's Geheimschreiber.

Bei Nennung dieses Namens schien die Herzogin wie von einem leichten freudigen Schreck ergriffen, den sie jedoch schnell zu verbergen suchte, indem sie sich etwas zerstreut mit der Frage an den Pater wandte:

— „St. Truyen, sagt Ihr? Ich habe diesen Namen schon oft nennen hören und immer nur zum Besten dessen, der ihn trägt. Er muß viele Freunde unter meiner Umgebung haben.“

— „Das dürfte das beste Zeugniß seiner Würdigkeit sein,“ bemerkte der Geistliche.

— „Man legt ihm eine außerordentliche Gewandtheit in Staatsgeschäften bei.“

— „Der Kardinal thut selten Etwas ohne seinen Rath.“

— „Nun, ich will ihn Nächstens sehen. Bis dahin, mein Vater, nehmt ihn, was die feindlichen Absichten des Kardinals gegen ihn betrifft, unter Eure Obhut . . . Es wird Zeit sein in die Messe zu gehen . . . “

Eine leichte Handbewegung, mit welcher die Herzogin die letzten Worte begleitete, deutete dem Pater an, daß er entlassen sei. Als derselbe durch die Antichambre, der Ausgangsthür zu schritt, konnte man auf seinem Gesicht ein geheimes schadenfrohes Lächeln bemerken, und als er das letzte Zimmer im Rücken hatte, sprach er leise die Worte in sich hinein: „Herzogin — Du bist die Unsrige!“

In demselben Augenblicke hatte der Geistliche eine Gallerie betreten, welche er, um auf den Schloßhof zu gelangen, passiren mußte. Als er am Ende des Ganges angekommen war, vernahm er plötzlich ein leises Flüstern, welches in einem daselbst gelegenen, zu den Gemächern der Hofdamen führenden Zimmer statt fand, dessen Thür nur angelehnt war. Er blieb stehen, neigte sich etwas seitwärts, und vernahm darauf folgendes Gespräch:

— „Ehe ich Euch verlasse, Baronin,“ ließ sich leise eine männliche Stimme hören, „ge-

stattet mir, Euch um die letzte Antwort zu bitten."

— „Ihr habt Sie bereits. Nennt mir denjenigen, dem ich dienen soll, und ich werde Euch vielleicht eine befriedigernde geben können," entgegnete, eben so behutsam, die Angeredete.

— „Nun denn," versetzte Jener, „wenn es Euch genügt zu wissen, daß der Kardinal es ist, welcher von Allem, was zwischen der Herzogin und dem Pater vorgeht, unterrichtet sein will . . ."

— „Wohl, so weiß ich doch woran ich bin," ließ sich die weibliche Stimme vernehmen.

— „Und Ihr wollt darauf eingehen?"

— „Des Kardinals wegen, und unter den mir offerirten Bedingungen, ja."

— „Gut. Ihr werdet mir also sagen, was gestern zwischen dem Pater und der Regentin verhandelt worden?"

— „Ihr sollt es wissen."

— „Sprecht!“

— „Es handelt sich, so viel ich davon vernehmen konnte, um die Aufnahme eines jungen Mädchens, für welches der Pater sich außerordentlich interessirt.“

— „Wer ist das Mädchen?“

— „Das kann ich Euch nicht sagen, weil ich es selbst noch nicht weiß.“

— „Auch ihren Namen wißt Ihr nicht?“

— „Auch den nicht. Ich weiß von der Sache noch weiter nichts, als daß das Mädchen mir heute zugeführt werden wird, damit ich sie der Herzogin vorstelle.“

— „Um welche Stunde wird das geschehen?“

— „Gleich nach der Frühmesse.“

— „Und Ihr werdet mir dann das Weitere berichten?“

— „Verlaßt Euch darauf.“

— „So werde ich dann, mit Eurer Erlaubniß, wiederkommen, damit ich dem Kardi-

nal noch im Laufe des Tages Bericht erstatten kann."

— „Das könnt Ihr thun."

— „Und für jetzt erlaubt, daß ich Euch in Euer Zimmer begleiten darf, um Euch die Summe . . ."

— „Wie es Euch beliebt."

Hiermit zogen sich die Sprechenden in die innern Gemächer zurück, während der Pater, über das Vernommene sichtbar erfreut, seines Weges ging. —

Zehntes Kapitel.

Eine bedenkliche Lage. — Erwägung. — Der Entschluß. — Ein seltsamer Besuch. —

Der Kardinal war in der vergangenen Nacht, nachdem er von der Besitzung Aliaga-miro's in seine Wohnung zurückgekehrt war, nicht zur Ruhe gegangen. Das heftige Zusammentreffen mit St. Truyen, seinem Geheimschreiber und Günstling, war, rücksichtlich seiner Folgen, ihm weniger bedenklich erschienen im Augenblicke des ersten Eindruckes, als jetzt, wo er entfernt von dem Schauplatze der Begebenheit und in stiller, einsamer Selbstüberlassung, sich, statt den aufbrausenden Leidenschaften, ei-

nem ruhigeren, überlegenden Nachdenken hingegeben hatte.

Und so mußte er denn nur zu bald das Schwierige seiner Lage erkennen.

Denn was seiner Macht gegen tausend Andere ein Leichtes gewesen wäre — nämlich die Anwendung unmittelbarer Gewalt gegen einen gefürchteten Feind — das konnte ihm, St. Truyen gegenüber, nur als ein höchst gefährliches, verderbenbringendes Mittel dienen . . . er durfte diesem, trotz aller ihm zu Gebote stehenden Macht, nicht als offener Gegner die Stirn bieten. Denn es gab im politischen Leben Granvella's so manche verwundbare Seite, welche zwar sonst gegen Angriffe dritter Personen wohl verwahrt und gesichert war, welche aber nichts desto weniger dem feindlichen Arme St. Truyen's sich nicht hätte entziehen können, ohne ihre tödtlichen Gebrechen vor Aller Augen aufzudecken und mit ihrem unvermeidlichen Untergange zu besiegeln — weil St. Truyen in

vielen Dingen sein Vertrauter gewesen war. — Anderseits mußte aber dem Kardinal auch selbst jeder Weg, welcher eine Vermittelung, eine Ausgleichung des Vorfalles hätte zum Zwecke haben können und wozu die Klugheit vielleicht am ersten gerathen haben würde, als nicht minder gewagt und gefährlich erscheinen. Denn er hätte, im Falle des Gelingens, dadurch zwar für den Augenblick den gefürchteten Sturm beschwichtigen, aber keinesweges ihn für immer bändigen und unschädlich machen können . . . Er hätte denn das Unmögliche vollbringen müssen: dem Gedächtnisse St. Truyen's die Wissenschaft um das, seinen heiligen Stand entwürdigende Treiben zu entreißen.

Hiernach lag es dem Kardinal also auf der Hand, daß selbst die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung, für ihn immer eine gewisse beängstigende, Furcht und Mißtrauen einflößende Abhängigkeit von St. Truyen bedingt haben würde. Und dies erschien sowohl seiner

Stellung, als auch seiner persönlichen Autorität als ein weit größeres Uebel, als die Anwendung offener Gewalt hätte zur Folge haben können. Denn Nichts erscheint dem Despotismus so gefahrvoll, so demüthigend, so verderblich und beeinträchtigend, als, auch nur in den geringsten Beziehungen, sich in der Gewalt eines Untergebenen zu wissen.

Auch das gewöhnlich gebräuchliche Mittel Granvella's, sich eines wichtigen Feindes zu entledigen, nämlich ihn auf geheimen Wegen zu verfolgen, in gefährliche Intriguen zu verstricken und ihn endlich so durch verborgene Waffen zu vernichten, konnte im vorliegenden Falle ihm keinen Nutzen bieten. Denn eine solche Verfolgung St. Truyen's würde ohne Zeitverlust sich nicht haben einleiten und bewerkstelligen lassen. Mithin lag der Erfolg, der Zeit nach, zu entfernt, um ihm gegen die nah liegende Gefahr einen Schutz gewähren zu können.

Ja selbst wenn er, wozu ihm Anfänglich seine Weltklugheit rieth, seine ganze Selbstverläugnung hätte zu Hülfe nehmen und die ganze Begebenheit hätte ignoriren wollen, so mußte ihm dies immer als ein sehr gewagter, bedenklicher Schritt erscheinen. Um so mehr mußte dies aber der Fall sein, als er nicht Willens war, von seinem Opfer, dessen Entfernung aus dem Hause Aliagamiro's er bereits angeordnet hatte, abzulassen, und der kühne, unternehmende Charakter seines Gegners es ihm wahrscheinlich machte, daß dieser keine Zeit versäumen und Alles aufbieten werde, um nicht nur in dieser Hinsicht zu dem sich einmal vorgesetzten Ziele, sondern dabei auch in anderer, namentlich in politischer Beziehung, zu Vortheilen zu gelangen, welche Zeit und Verhältnisse, durch geschickte Benutzung derselben, ihm wohl bieten konnten. —

Unter mannigfacher und wiederholter Er-

wägung aller dieser kritischen Verhältnisse seiner Lage, war dem Kardinal der letzte Rest der Nacht verstrichen, ohne daß er mit seinen Gedanken zu einem Resultate gekommen. Erst als der Morgen schon ziemlich vorgeschritten war und die Stunde immer näher rückte, um welche St. Truyen in Staatsgeschäften vor ihm zu erscheinen pflegte, hatte er endlich einen Entschluß gefaßt. Und einem erfahrenen Feldherrn ähnlich, welcher mit dem Plane des anrückenden Feindes unbekannt, in ruhiger Haltung auf den ersten Angriff lauert, um daraus mit schnellem, kriegsgeübtem Blicke, sich seinen Vortheil zu erspähen, — so harrte jetzt Granvella mit kalter Ruhe der Stunde entgegen, in welcher er, mit dem Erscheinen St. Truyen's, über die etwa gegen ihn gerichteten Maßregeln desselben Belehrung zu erhalten gedachte, um danach die seinigen in desto wirksamere Weise anordnen zu können. — —

Um dieselbe frühe Tageszeit war es, als auf der Straße, welche nach der Besitzung Don Aliagamiro's führte, eine elegante, ganz verdeckte Chaise dahin rollte, auf deren Schlage zu beiden Seiten, in großem, silbernen Schilde, das Wappen der Herzogin von Parma zu sehen war.

Nach Verlauf einer halben Stunde, hielt die Equipage vor dem Hause des Don. Ein Bedienter, in der Livrée der Regentin, welcher neben dem Kutscher placirt war, schwang sich schnell von seinem Sitze, öffnete den Schlag, und ein ältlicher, vornehm gekleideter Herr, von feinem, doch ernstem, imponiremdem Aeußern, stieg aus und schritt auf den Eingang des Landhauses zu.

Inzwischen hatte die seltene Erscheinung eines Wagens vor seiner Wohnung, bereits die Gegenwart des Don herbei geführt, auf dessen Angesicht sich jedoch eine außerordentliche Un-

ruhe bemerkbar machte, als er vor die Thür trat, das Herzogliche Wappen an der Equipage erblickte, und der angekommene Fremde sich ihm mit den Worten näherte:

— „Mit Erlaubniß, ich suche den Don Aliagamiro . . . "

— „Don Fernando Rodrigo Aliagamiro," entgegnete der Gefragte, mit einem tiefen Bückling.

— „Ich habe ein Paar Worte mit Euch zu reden."

— „Zu Diensten."

Hiermit trat Aliagamiro auf den Hausflur zurück, öffnete den Vorsaal und bat seinen Gast einzutreten, während er denselben mit verstohlenem Blicke scharf fixirte.

— „Ich bin der Graf Mengen — Kammerherr der Regentin;" sprach der Fremde, nachdem er eingetreten war, gegen den Don gewendet.

Der Hausherr wechselte die Farbe und antwortete mit einer stummen Verneigung.

— „Ihr habt eine Tochter?“ fragte der Graf unmittelbar darauf.

Wieder verbeugte sich der Don.

— „Mit Namen Adelgunde?“

— „Elvira Maria Helene Adelgunde,“ bestätigte Jener.

— „Die Herzogin wünscht sie zu sehen.“

Aliagamiro wurde bei diesen Worten blaß wie der Tod, und stotterte in außerordentlicher Verlegenheit:

— „Ich bin gerührt, tief gerührt von der meinem Kinde und dadurch mir selbst zugedachten Ehre . . . Allein . . . Ich versichere Euch, Herr Graf . . . das Mädchen wird heute unmöglich . . . für heute, gewiß unmöglich . . . Doch morgen jedenfalls . . . Morgen . . .“

— „Es sollte mir leid thun, wenn irgend

ein Hinderniß . . ." fiel der Kammerherr dem Don in's Wort, worauf dieser fortfuhr:

— „Morgen, zu jeder Zeit, Herr Graf. Doch heute, versichere ich Sie, ist das arme Kind nicht im Stande . . . Eine Unpäßlichkeit . . ."

— „Das thut mir leid. Allein ich habe den gemessensten Befehl, sie unter allen Umständen sogleich mitzubringen," sprach jetzt der Graf ernst und entschieden.

— „Es geht, in Wahrheit, heute nicht an, gnädiger Herr," versetzte Aliagamiro, der sich inzwischen wieder etwas gesammelt zu haben schien, mit einiger Festigkeit.

— „Nun, so werdet Ihr selbst mich begleiten."

— „Ich?" fragte der Hausherr in sichtbarer Bestürzung.

— „Wie ich Euch sage: Ihr oder Eure Tochter. So lautet der Befehl der Regentin."

Aliagamiro schwieg einen Augenblick und schien mit sich zu Rathe zu gehen. Nach einer Pause sagte er:

— „Nun denn, Herr Graf, so erlaubt mir, daß ich bei meiner Tochter nachsehe, ob Sie im Stande ist . . . "

— „Thut das. Doch werdet Ihr gestatten, daß ich Euch begleite. Ihr seht, ich habe strenge Ordre, und Ihr werdet daher meine Zudringlichkeit zu entschuldigen wissen."

— „Wie Euch beliebt."

Mit diesen Worten begab sich Aliagamiro in Begleitung seines Gastes, die Treppe hinauf, in das Zimmer Adelgundens. Eine viertel Stunde darauf, sah man dieselbe mit dem Grafen in den Wagen steigen und der Hauptstadt zu fahren.

Aliagamiro dagegen, nachdem er Beide bis zur Thür begleitet und sich verabschiedet hatte, eilte in seine Wohnung, demnächst aber

in jenes Zimmer zurück, in welchem er, nach der Entfernung des Kardinals, den größten Theil der vergangenen Nacht zugebracht hatte, steckte mehre der dort befindlichen Briefschaften zu sich und entfernte sich dann durch die Hinterpforte des Gartens, indem er einen Fußsteig einschlug, welcher, zwischen Gesträuchen und auf weiten Umwegen, nach dem entgegengesetzten, westlichen Ende von Brüssel führte. —

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lubarsch, Rudolph / Schmidt, Friedrich Wilhelm Valentin / Schmidt, Maria W.

St. Truyen

Bd.: 1

Berlin 1844

P.o.germ. 1346 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119838-2